germ.
1959 t/(2
Schlieben

30074.

Moderne Freier.

Zweiter Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind ferner folgende Werke erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Finkenhaus.

Roman
von
Balduin Möllhausen.
Vier Bände. Geh. 6 Thlr.

Der Fels von Erz

Historischer Roman
von
A. E. Brachvogel.
Vier Bände. 8. Eleg. geh. 6 Thlr.

Frau Erdmuthens Zwillingssöhne.

Roman
von
Louise von François.
2 Bände. 8. Geh. 3 Thlr.

Glänzende Bahnen.

Roman
von
August Silberstein.
3 Bände. Eleg. geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Moderne Freier.

Roman

von

Erwin Schlieben.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1873.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Capitel.

Der Ankömmling machte sich vorerst durch Schnaufen bemerkbar. Es war eine kurze, runde Gestalt, funkelnagelneu in Grau gekleidet und großentheils in Stiefeln mit gelben Stulpen. Der runde Kopf war in seiner oberen Hälfte ganz weiß, in seiner unteren braunroth, und nur mit einem Kranz von grauen Haaren geschmückt. Der alte Herr trug den kleinen grauen Filzhut in der einen Hand, um sich mit der anderen, welche zugleich einen wuchtigen Stock trug, den Schädel bis tief in den Nacken hinein mit einem rothbunten Taschentuche mühsam zu trocknen.

Hatte Juliane einen früheren Ankömmling mehr durch Ahnung, als durch das Auge gespürt, so er-

kannte sie nunmehr diesen an seinem Schnaufen. Es war ihr Gutsverwalter Burrmann, jener alte, bereits erwähnte Herr von mehr als gewöhnlicher Ehrlichkeit, der nach des Bruders Tode fast der Einzige gewesen, welcher in ländlicher Abgeschiedenheit ihr mit Trost und Rath zur Seite gestanden. Ihre dankbare Seele hegte gegen den alten Mann, der an ihrer Erziehung mitgeholfen, oder — wie die gebräuchliche Formel heißt — sie als kleines, flachsköpfiges Kind „auf den Knieen geschaukelt," eine fast kindliche Verehrung. Gleichwohl erschrak sie jetzt, als sie ihn bemerkte, und sprang mit einem leisen Rufe der Ueberraschung ihm entgegen.

„Ja — ja — ja — ja!" so keuchte Burrmann, als er Julianens ansichtig wurde: „Das ist ein weiter Weg. Gut, daß ich Sie wenigstens beisammen finde."

„Wo kommen Sie denn her, Burrmann?"

„Ich habe Ihnen zuerst beim Herrn Doctor gesucht."

Der Leser darf über eine gewisse Eigenschaft Burrmanns, die er mit einem gewissen mehr volks-

thümlichen als berühmten General gemein hat, nicht zu streng grammatikalisch urtheilen. Herr Burrmann hat bei seinen zahlreichen Dativen ein gutes Herz. Er hat zwar auf der Jacobsleiter moderner Bildung nur die Sprosse der Quarta erreicht; dagegen ist es ihm als Verdienst anzurechnen, daß er unter den ihm zur Wahl gestellten Möglichkeiten, entweder Landwirth oder Zeitungsschreiber oder nichts zu werden, die erstere gewählt hat. Verargen wir also Herrn Burrmann seine Dative nicht. Wer ihm näher steht, der lernt in diesem Mangel, wie oft bei vollendeten Schönheiten in dem Mangel eines Zahnes, sogar einen Reiz zu erblicken. Er erscheint so vollständig Eins mit seinem Beruf, in seiner Stellung so durchaus am Platze, ist ein so kugelrundes Ganze auf einem blühenden Stück Land wie auf einem Piedestal, daß er den Eindruck eines modernen realistischen Kunstwerks macht, und das ist gewiß viel gesagt. —

„Ich habe Ihnen zuerst beim Herrn Doctor gesucht," berichtete also Herr Burrmannn. „Da sagte

mir Lisette, Sie wären nach dem Sommergarten. Ei guten Tag, Frau Doctorin."

Frau Natalie bewillkommnete den lieben Burrmann herzlich; denn wie gesagt: Wer ihn kennt, hat ihn lieb.

Burrmann berichtete seiner Herrin weiter; denn vorläufig war kein Anderer für ihn da: „Ich hab' hier viel zu thun gehabt. Sie wissen, ich suche einen Buchhalter, so einen höheren, der etwas mehr gelernt hat, als ich. Auch einen neuen Anzug mußte ich mir kaufen. Und wie ich fertig war, da mußte ich mein gnädiges Fräulein doch aufsuchen. Ich machte mir also auf und kam her. Einen schönen Topf Butter hab' ich für die Frau Doctorin gebracht, wie Sie hier in der Stadt keine bekommen, und wie das gnädige Fräulein mir befohlen hat. Und der Sommerroggen ist eingesäet; und die schwarzbunte Lise, Ihr Liebling, hat nun wirklich das erste Kälbchen."

„Wirklich?" jauchzte Juliane sich vergessend — „ein Kuhkälbchen?"

„Und was für eins!" rief Burrmann in ökonomischer Begeisterung. „Ich kann Ihnen nicht sagen,

was für ein hübsches Thier das ist. Es wird auch eine schwarzbunte ...."

Juliane besann sich. Sie gedachte, wie es die höchste Zeit sei, den Berichten ihres Verwalters Einhalt zu thun, wenn sie ihre Maske anders zum erwünschten Zwecke noch beibehalten wollte.

„Herr Inspector" ... flüsterte sie geheimnißvoll und berührte seinen Arm, um ihn von der Gesellschaft abzuwenden. Aber Herr Schaum drängte sich auch hier ein, um, wie er glaubte, dem Fräulein von Großlinden zu schmeicheln. „Also Sie sind ein Bekannter von dem Fräulein?" rief er von seinem Sitze her: — „Kommen Sie, ehrenwerther Mann, und setzen Sie sich auf diesen Ehrenplatz!" Er deutete auf den Stuhl zwischen ihm und Berner: — „Es genügt, daß Sie ein Bekannter des gnädigen Fräuleins sind, um diesen Ehrenplatz zu verdienen."

Burrmann sah sich den Sprecher an. „Dank' Ihnen, Herr," erwiderte er barsch und wandte sich dann zurück an Julianen:

„Gnädiges Fräulein, was ist denn das vor ein schwarzer Ziegenbock? Sie kennen ihm doch nicht?“

„Das ist der Herr Roderich Schaum,“ erwiderte Juliane mit aller Wichtigkeit, die der genannten Person gebührte: — „Er hat mir eine Art von Liebesantrag gemacht; er braucht wohl eine wohlhabende Frau.“

Burrmann schüttelte die Faust gegen einen Birkenbaum und rief leise: „Na wart, Musje!“

Nunmehr bat Juliane, sie nicht als Besitzerin von Großlinden zu bezeichnen, auch mit keinem Worte auf ihre Verhältnisse hinzudeuten, und als Burrmann nicht einsah, warum das alles, schützte sie den schwarzen Freier vor.

„Hm —!“ sang Burrmann und schüttelte die Faust noch einmal. „Warte! Komm Du mir in die Quer! — Verlassen Sie sich auf mir, gnädiges Fräulein; ich will die Sache schon machen.“

„Und nun setzen Sie sich, Burrmann, und sein Sie fröhlich!“ — Damit kehrte Juliane auf ihren Platz zurück, und Burrmann nahm jenen an, welcher vom Herrn Schaum ihm bezeichnet war.

Dieser empfing ihn, noch nicht hinlänglich abgetrumpft, mit verbindlichem Lächeln: „Ach — mein bester Herr . . .“

„I da soll doch gleich . . . Nehmen Sie es nicht übel meine Herrschaften . . .

„Aber mein bester Herr . . .“

„Ich bin nicht Ihr bester Herr. Vor Ihnen bin ich der Herr Inspector Burrmann; verstehen Sie mir?“ — Er sagte das mit vollendeter Sicherheit; in seinem Auftreten lag eine unbestreitbare Berechtigung, dazu Heiterkeit und Wohlwollen, so daß auch die Unbekannten wenig Befremdendes darin fanden, sogar Herr Schaum nur verlegen lächeln durfte, ohne den Beleidigten zu spielen.

„Sie sind ein sehr wackerer Mann, Herr Inspektor Burrmann,“ sagte er kleinlaut.

„Das bin ich auch, Herr.“

„Also, Herr Inspector Burrmann, nehmen Sie ein Glas Wein.“ Wiederum gebieterisch, wie vorher, schenkte er ein Glas voll und schob es hin.

Burrmann wußte nicht, wie ihm geschah. „Was, Herr?“ rief er; und mit einem kurzen Ruck des Kopfes gegen die übrige Gesellschaft: — „Nehmen Sie's mir nicht übel, meine Herrschaften ... Was? Hab' ich Ihnen schon erlaubt, mir ein Glas Wein einzuschenken?“

„Aber Herr Inspector Burrmann, ich trinke auf Ihr Wohl.“

„Ich bin wohl genug; ich habe meine gute Stellung, und ich nehme von keinem was geschenkt, als von meinem gnädigen Fräulein.“

„Juliane fuhr erschrocken empor und warf auf Burrmann einen bittenden Blick. Der Mann kam zur Besinnung und wußte seinem Gesichte einen Ausdruck zu geben, als habe er mit dem „gnädigen Fräulein“ eine sehr weit entfernte Person gemeint. „Nehmen Sie mir es nicht übel, meine Herrschaften,“ sagte er jetzt gemessen und verbindlich, „dieses Fräulein dort, das mein gnädiges Fräulein sehr lieb hat, darf mir auch nöthigen zu trinken.“ Somit nahm er das Glas und berührte, während er es zum Munde hob, mit dem Ellbogen den neben ihm sitzenden Berner,

gleichsam um diesem zuzutrinken. Berner sah ihm voll ins Gesicht und sofort setzte Burrmann das Glas wieder hin. „Herr du meines Lebens!" rief er . . . . „Nein, ohne Spaß, sind Sie nicht der Herr Berner von Friedberg? Ja — Gott soll mir strafen! Sie sind es. Aber . . . nehmen Sie's nicht übel, meine Herrschaften" . . . Er zog aufstehend den Hut. „Aber mit Respect — grüß' Ihnen Gott, Herr Berner! Wie geht's Ihnen? Was machen Sie? Haben Sie den Haber schon drin? Wie sieht es mit dem Raps aus? Und können Sie mir nicht so ein zwanzig Schock Rübenpflanzen überlassen? — Die sind doch bei Ihnen am besten."

Berner, gleichfalls aufgestanden, um dem Alten die Hand zu schütteln, zog ihn nun wieder auf seinen Stuhl zurück und versprach, alle seine Fragen der Reihe nach zu beantworten. Dazu ließ ihm aber der wackere Alte keine Zeit.

„Nein, Herr Berner!" rief er, „ein größeres Glück konnte mir gar nicht begegnen, als Ihnen hier zu treffen. Wissen Sie noch — letzten Winter vor

vier Jahren? Wissen Sie noch — das schlechte, bröcklige Eis auf Ihrem Teich? Wissen Sie noch — meine zwei prächtigen Schimmel, und ich selbst, wie wir beinahe ertrunken wären? Wie Sie herankamen, und — knack, knack! das Eis unter Ihnen? Aber Sie wußten am besten, wo Ihr Eis fest war, und — ruck! meine Herrschaften, war ich mit meinen beiden Schimmeln und dem Schlitten wieder oben. Aber wie konnten Sie auch so unvorsichtig sein, Herr Berner! Nein, hören Sie, Herr Berner, das war ein großer Leichtsinn. Und was konnten Sie davor, daß das Eis bröcklig war, und daß ich mit meinen beiden Schimmeln da herüber duselte? Hören Sie, Herr Berner, Sie müssen ein andermal vorsichtiger sein. Mir herauszuziehen und hernacher sechs Wochen im hitzigen Fieber liegen — hören Sie, Herr Berner, das lassen Sie ein andermal unterwegs.“ —

„Nun, nun, mein guter Burrmann, das ist ja schon vier Jahre her.“

„Schadet nichts! Ich vergeß' es nach vierzig Jahren nicht. Aber naß waren wir wie die Katzen.

Und wissen Sie noch — der Punsch, den wir nachher tranken in ihrem warmen Stübchen, wo es so hübsch ordentlich aussah? Bloß — es waren zu viel Bücher drin. Ich hab' mir recht darüber gefreut. Und der Punsch — Ihnen hat er freilich nichts geholfen, aber mir hat mein Lebtag kein Glas Punsch so gut geschmeckt, wie das bei Ihnen."

„Das ist ja eine sehr rührende Geschichte," schnarrte Schaum, welcher empfand, daß jemand in der Gesellschaft ihm den Vorzug abgewann, und der nun den Eindruck der Erzählung neidisch abzuschwächen suchte.

„Das ist sie auch, Herr!" fuhr Burrmann ihn an. „Wenn ein so guter und anständiger Herr, und ein in so gutem Stande befindlicher Herr, wie der Herr Berner, seine Gesundheit aufs Spiel setzt, um zwei Schimmel und den Inspector Burrmann aus dem Eise zu ziehen — Herr, das soll keine rührende Geschichte sein? — Aber, Herr Berner," so wandte er sich an diesen, „warum kommen Sie nicht einmal

nach Großlinden? Da sollen Sie sehen, was wirthschaften heißt."

„Sie wissen, ein Landwirth kann nicht immer los, wenn er will."

„Wissen Sie was, Herr Inspector," nahm jetzt Schaum das Wort: — „Ich werde nächstens nach Großlinden kommen."

„So? Was wollen Sie denn da?"

„Ich bin auch Gutsbesitzer gewesen."

„Ach — gewesen? Wo denn da?"

„In Siebenbürgen."

Juliane und Berner lächelten einander an.

„In Siebenbürgen?" sagte Burrmann nachdenklich. Das liegt ja wohl dort nach der Türkei herunter? — Da verstehen die Leute nichts von der Wirthschaft. Bleiben Sie nur hübsch weg von Großlinden."

„Mit dem Menschen ist nichts anzufangeu," sagte Schaum halblaut. „Ich trinke auf Ihr Wohl, Fräulein Schäfer."

„Das ist ein höchst ungebildeter Mensch," flüsterte dieses Fräulein, während sie mit Herrn Schaum anstieß. — „Ich empfinde einen wahren Abscheu vor ihm."

Schaum aber verzweifelte noch nicht ganz. Er fand zweckmäßig, Julianen an die zwischen ihnen herrschende Vertraulichkeit zu erinnern und sie durch seine Verbindlichkeit zu zwingen, das Benehmen ihres Beamten gut zu machen. „Nicht wahr, mein Fräulein" — so wandte er sich, klug lächelnd, an Julianen — Sie haben die Güte, mich bei dem gnädigen Fräulein auf Großlinden für einen der nächsten Tage anzumelden? Ich trinke auf Ihr Wohl."

„Ich werde sorgen, es nicht zu vergessen," erwiderte Juliane zweideutig und gab Herrn Schaum zu denken.

„Und haben Sie die Güte, dem gnädigen Fräulein von mir auszurichten, daß ich sie unbekannter Weise aufs Höchste verehre."

„Ich werd' auch dabei sein, Herr," fuhr Burrmann wiederum rauh dazwischen. „Und nun, Fräulein, was soll ich denn von Ihnen an das gnädige

Fräulein bestellen? Werden das Fräulein bald wieder zu dem gnädigen Fräulein nach Großlinden kommen?“

„Nächster Tage; vielleicht schon morgen,“ antwortete Juliane gepeinigt. —

In diesem Augenblicke warf Fräulein Bertha einen Blick nach der Arbeit, auf welche Juliane die Augen gesenkt hielt, und glaubte zu bemerken, daß sich die Stickerei nicht genau an das Muster hielt. Sie äußerte sich darüber und Juliane erwiderte, sie weiche allerdings etwas von dem Muster ab, aber wie sie hoffte, zum Vortheile der Arbeit, weil dadurch eine ganz besondere Wirkung erzielt werde. Fräulein Bertha sprang gleichgiltig von dieser Sache ab; Berner aber glaubte daraus entnehmen zu dürfen, daß das Fräulein sich aufs Zeichnen verstehe.

„Ein Wenig,“ bestätigte Juliane. „Wenn ich merke, daß einer von meinen lieben, schönen Bäumen verdorrt, oder wenn der garstige Burrmann ihn umhauen will, so zeichne ich ihn vorher und bewahre mir dadurch sein Bild.“

Burrmann bemerkte sofort, daß sein gnädiges Fräulein, weil ihr Herz bewegt war, aus ihrer Rolle fiel. Sogleich trat er für sie ein. „Ja, Sie müssen wissen," sagte er, „das Fräulein liebt unsere Bäume sehr, und zeichnet sehr gut. Sogar unser gnädiges Fräulein beneidet ihr diese Kunst, so viel sie neidisch sein kann, und die zeichnet wahrhaftig auch nicht übel."

„Ich bin unendlich gespannt," declamirte Schaum, „das außerordentliche Wesen kennen zu lernen. Ich trinke auf das Wohl der Abwesenden." Frau Malwine wurde im Namen ihrer Tochter diese Aufmerksamkeit gegen Andere zu viel. „Sie trinken auch immer auf fremder Leute Wohl!" flüsterte sie Herrn Schaum zu, welcher seinen Fehler sofort gut machte, indem er mit Frau Malwinen anstieß. Unterdessen verkündigte Fräulein Bertha, daß auch sie Zeichnen gelernt habe. —

Burrmann begann jetzt mit Berner ein leises Gespräch, und Juliane gerieth in Besorgniß. Sie benutzte eine Pause, um Burrmann auf ein Wort herbeizurufen, und drang in ihn, auch gegen Herrn

Berner nichts über ihre Person und Verhältnisse verlauten zu lassen. Burrmann lehnte ab. Er fragte: „Warum denn nur? Berner ist ein Ehrenmann, ein ganzer Mann, dem sind wir die Wahrheit schuldig!"

„Das weiß ich alles," flüsterte Juliane abgewandt. „Es thut mir auch leid, unwahr gegen ihn zu handeln; aber es ist nöthig, Burrmann. Sie machen mich unglücklich, wenn Sie mir nicht folgen. Gerade weil er ein so vortrefflicher Mann ist, soll er heute die Wahrheit nicht wissen."

Burrmann spürte etwas; denn wie er in solchen Fällen pflegte, sang er sein weitgedehntes Hm —! und meinte dann, nun, er wolle ja sehen.

Julianens Vorsicht war nicht grundlos gewesen; denn kaum war Burrmann auf seinen Platz zurückgekehrt, als Berner ihn bat, auf einige zarte Fragen zu antworten. Der Alte erklärte sich mit dem größten Vergnügen dazu bereit.

Schaum konnte nicht ertragen, daß Jemand sich in leisem Gespräche von einer Gesellschaft absonderte' in der er das große Wort führte. „Die Herreu

amüsiren sich dort auf ihre eigene Hand," schnarrte er in einem Tone, welcher die beiden Flüsternden an irgend einen Paragraphen des Complimentirbuches erinnern sollte. — „Ich trinke auf das Wohl jener beiden Herren!"

Er hätte längst einsehen müssen, daß er überall schlecht weg kam, wo er mit Burrmann anband. — Wahrlich, es muß Leute geben, denen ihr Stand und ihre Persönlichkeit die Berechtigung verleiht, grob zu sein. Einer von diesen derben Männern sollte zu jeder Gesellschaft gezogen werden, um diejenigen vor Ueberlast und Aufdringlichkeit zu bewahren, die durch ihre Stellung zur Höflichkeit verpflichtet sind.

Burrmann war hier vollkommen am Platze. „Lassen Sie's unterwegs!" rief er Herrn Schaum zu, indem er seinen Kopf halb nach ihm umdrehte: — „Wir bleiben ohne Ihnen viel gesunder!" —

Der Inhalt des leisen Gesprächs zwischen Burrmann und Berner war ein Märchen, das dieser für Wirklichkeit nahm, weil es sehr wahrscheinlich klang. Juliane war, wie auch Berner vorausgesetzt hatte,

nicht lediglich die Gesellschafterin des Fräuleins von Großlinden; sie war ihr beinahe eine Schwester, niemand konnte ihr näher stehen, als sie. Eltern, Bruder, alles todt, ein wahres Leiden! Wenn das gnädige Fräulein dies Fräulein da nicht hätte, wüßte sie nicht, was anfangen. Dies Fräulein würde sich nie zur Trennung entschließen; wie wäre das möglich! Das ginge nimmermehr an! Ebenso wenig wäre wohl auch das gnädige Fräulein zu bewegen, ihre liebe Gesellschafterin zu entlassen. „Bewahre!“ rief Burrmann so laut, daß Juliane es hörte und in sich hinein lachte, „eher ließe sie sich selbst los — wollt' ich sagen: Sie kann sie nun und nimmermehr entbehren.“

„Lieber Herr Burrmann,“ rief nun Juliane in das Gespräch hinein, „Sie müssen aber leiser sprechen, wenn ich nichts hören soll. Und dann müssen Sie auch die volle Wahrheit sagen: Das Fräulein langweilt sich sehr, so allein mit ihrer Gesellschafterin.“

Schaum lächelte Julianen mit unverschämter Schlauheit ins Gesicht: „Ich trinke auf Ihr Wohl, mein Fräulein.“

Juliane achtete nicht auf ihn. Sie empfand es als etwas Entweihendes, daß sie den schwarzbärtigen Mann mit dem Heiligthum ihrer Empfindungen in Beziehung gebracht. Sie legte die Stickerei, die nunmehr vollendet war, in die Hände der Eigenthümerin und wünschte, die Arbeit möge gute Aufnahme finden. Dann äußerte sie Lust, sich ein wenig im Garten zu ergehen, da ohnehin, wie Frau Natalie erinnerte, der Wagen bald erscheinen müsse, um die Frauen abzuholen.

„Ich werde mit Ihnen gehen, gnädiges Fräulein," flüsterte Burrmann, „damit es dem Ziegenbock nicht am Ende einfällt, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Kommen Sie mit, Herr Berner?"

„Herzlich gern!" rief dieser, sich erhebend.

Juliane veranlaßte auch Frau Natalie mitzugehen, und die Partei Schäfer blieb nach knapper gegenseitiger Begrüßung allein auf dem Platze. Man empfand es hier, unter Anführung von Frau Malwinen, als „eine ganz abscheuliche Impertinenz", daß die eine Hälfte der Gesellschaft die andere so im Stiche ließ. Herr Schaum schlug anfangs vor, nach-

zugehen; doch schien das am Ende selbst ihm nicht verlockend genug. Er schmälte auf den lächerlichen Herrn Berner, der nur Landwirth wäre und kein Mensch, geschweige ein Dichter; auf die hochmüthige Frau Doctorin, auf den groben Inspector, auf das Fräulein sogar, über die er noch im Unklaren war, ob es eine Gesellschafterin oder nicht, und von der er nichts anderes zu rühmen wußte, als daß sie immerhin ziemlich hübsch wäre.

Endlich entschloß man sich, den Garten zu verlassen und fernerer Vergnüglichkeit in anderen Localen nachzugehen. Die Leute da sollten sich ärgern, wenn sie Fräulein Bertha am Arme des Barons fortstolziren sähen, oder im anderen Falle, wie Herr Schaum voraussetzte, vor Ueberraschung, Beschämung und Bestürzung außer sich sein, wenn sie, zurückgekehrt, ihn nicht mehr fänden.

So brach man denn auf.

Zweites Capitel.

Herr Silbersohn hatte hinter dem Tische hervor die Gesellschaft beobachtet; aber da er lediglich nach Aeußerlichkeiten urtheilte und sich auf die hundert Nuancen der Sprache und des Benehmens nicht verstand, welche der Menschenkenner aus besseren Kreisen bei seinem Urtheil zu Hilfe nimmt, so war das Ergebniß seiner Beobachtungen ein sehr zweifelhaftes. Bald schien es ihm, er könne durch die Heirath des Fräulein Schäfer mit dem Herrn Schaum wohl auf seine Kosten kommen, bald fürchtete er das Gegentheil. Jedenfalls bedurfte es noch der Vorsicht, sollte Herr Schaum nach Wunsch versorgt werden, und der Banquier war ernstlich erschrocken, als er sah, wie Fräulein Bertha sich mit zärtlichem Emporblick an

den Arm des Mannes hing, der sie zur Baronin machen sollte. Er gab den Rest seines Weines den Argusaugen des Kellners preis, mußte sogar nach seinem Hut umkehren, so hastig eilte er Herrn Schaum nach und zupfte ihn vom Arme seiner Dame hinter eine Hecke zurück. „Barmherziger Gott!“ rief er dabei halblaut, daß die Leute aufmerksam wurden, wo er vorüberlief: — „Der will sie schon heute heirathen und weiß nicht, was sie hat. Herr Schaum! Herr Baron! Auf ein Wort! Auf ein kleines Wort!“

Schaum bat die Damen, langsam voranzugehen; er wollte sie sofort einholen. Stolz fragte er dann Silbersohn, ob er mit ihm zufrieden wäre.

„Gut, Herr Schaum, sehr gut. Sie haben sich benommen sehr frei. Ich habe gesessen hinter dem Berberitzenbusch, hab' Sie gesehen conversiren und charmiren und hab' gesagt zu mir: „Gott! Salomon Silbersohn, hab' ich gesagt, könntest du dich benehmen so frei, hättest du so gut wie zwanzigtausend Thaler mehr in deinem Vermögen.“

Schaum fühlte sich alles Ernstes geschmeichelt. „Aber was sagen Sie zu meiner Bertha?"

„Gott! Ist es schon Ihre Bertha?"

„Wenigstens kommt es nur auf mich an . . ."

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Schaum!" so rieth der kluge Geld- und Leutekenner, und beunruhigte seinen Schützling durch solche Zweifel aufs Neue. Herr Silbersohn hatte zu ferne gesessen, um zu beurtheilen, ob die Kostbarkeiten ächt seien. Und wenn auch — konnten sie nicht anderen Leuten gehören? — Er versprach, die Herrschaften nächster Tage zu besuchen und dann zu urtheilen, ob es sich für Herrn Schaum der Mühe verlohne. Am besten aber wär's, er kehrte wieder zu der schönen Dame von Großlinden zurück.

Herrn Schaum war nun doch wohl die Ahnung aufgedämmert, daß Fräulein Bertha ihm viel erreichbarer wäre, als die Erbin von Großlinden, von der er sich zu überreden begann, als wäre sie nichts als die Gesellschafterin jener begehrenswerthen Dame. Er äußerte gegen Silbersohn Besorgniß, daß er

wenig Aussichten auf Großlinden habe; aber Silbersohn gab's nicht zu. „Gehn Sie mir weg, Herr Schaum, mit Ihrer Verzweiflung," sagte er. „Wollen Sie denn, daß die schöne Dame Ihnen soll um den Hals fallen vor fremden Leuten? Schämen Sie sich, Herr Schaum! Sind Sie doch ein stattlicher Mann, und das Fräulein hat mit Ihnen geflüstert — so süß, so süß . . ."

„Das that sie auch mit dem Menschen, dem Berner. Sie glauben nicht, wie mir der Mensch verhaßt ist; überall steht er mir im Wege!"

„Was wollen Sie? Mag er doch stehn im Wege; sind nicht die Wege für alle Leut'? Haben Sie doch keinen Grund eifersüchtig zu sein. Hab' ich mich doch hervorgeschlichen und gehorcht, was er spricht mit der schönen Dame: Hat er sie unterhalten von den Gefühlen — Bitt' ich Sie! Was thun heute die schönen Damen mit den Gefühlen?"

Schaum wollte das Fräulein von Großlinden auch noch keineswegs aufgeben; er wollte jenem Berner nicht das Feld räumen; er wollte Alles thun, wozu

sein Mahner ihm rieth; nur sollte dieser ihn für jetzt zu seiner Dame entlassen.

In diesem Augenblicke trat der Kellner heran und fragte, wer den Wein bezahle. „Der andere Herr," antwortete Schaum, und Herr Silbersohn lächelte ihm Beifall. „Es ist recht, Herr Schaum," sagte er: „Machen Sie sich keine Unkosten bei solchem Geschäft," und entließ, für den Augenblick befriedigt, seinen Schuldner. „Es ist doch ein vernünftiger Mensch, der Herr Schaum," murmelte er nach Weise der Speculanten vor sich hin: „Er versteht sich manchmal aufs Geschäft. Aber es kann dem vernünftigsten Menschen passiren, daß er sich einläßt mit einem schlechten Geschäft; daß er sich läßt Sand in die Augen streuen und macht eine Partie aus Liebe. Gott! Was hilft mir die Liebe mit der Pauvreté? Da bleib' ich doch lieber pauvre und behalte die Liberté." —

So philosophirte der Sohn jenes nützlichen Stammes, welchen die Vorsehung in die Welt zerstreute, damit sie nicht an ihren Idealen zu Grunde gehe.

Drittes Capitel.

Frau Natalie hatte während der Scenen, die sich vor ihren Augen abspielten, in stiller Beobachtung dagesessen und über das Ungeschick und die Taktlosigkeit gewisser Leute, zu deren Erziehung nicht hinlängliche Mittel aufgewendet waren, ihre verschwiegenen Bemerkungen gemacht. Je weniger sie selbst am Gespräche theilnahm und sich den kleinen Erregungen aussetzte, welche ein solches zu veranlassen oder zu verrathen pflegt, desto mehr umfaßte sie die widerstreitenden Gruppen mit ihrem Auge und Urtheil und schloß auch vom geringfügigen Wortgekräusel auf die Tiefen der Empfindung, wo solche vorhanden. Sie wäre nicht die kluge Frau gewesen, die sie allerdings war, wenn sie nicht bemerkt hätte, was in Julianen, was

in Berner vorging. Sie äußerte sich dahin gegen Burrmann, mit dem sie hinter dem stattlichen Paare herschritt, durch die entlegenen Theile des Gartens, wo die Blicke heirathslustiger Damen nicht hindrangen, und wo man nur Einzelnen von den Heirathslustigsten begegnete. Burrmann wollte es anfangs nicht zugeben; da bewies es ihm Frau Natalie, indem sie ihn überredete, einen Seitenweg einzuschlagen — und wirklich, das Paar schien diese Abweichung nicht zu bemerken und wandelte seinen eigenen Pfad durch Ziergesträuche. Burrmann's Zweifel schwanden allmählich. „Es ist, wie ich Ihnen sagte!" rief Frau Natalie: „Ein Blinder mußte es merken. Ich bin überzeugt, daß das Fräulein ihn noch heute von seiner Narrheit zurückbringt, und dann haben Sie noch diesen Sommer einen Herrn."

„Ach was wollt' ich mir freuen, Frau Doctorin!" antwortete Burrmann, stand still und schlug die Hände zusammen. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich wär'! Lassen Sie sie nur gehen; es kommt schon in Richtigkeit."

Natalie war ein wenig verwundert. Sollte Burrmann es wirklich so leicht aufgeben, das schöne Gut allein zu verwalten, so daß ihm niemand drein reden durfte?

„Es ist schon gut,“ antwortete auf ihre Bemerkung Burrmann, „etwas so recht selbständig und mit eigener Hand zu schaffen; aber auch einem braven und tüchtigen Herrn gehorchen ist gut. Und zu merken, wie der Kopf eines solchen Herrn eigentlich auch mein Kopf ist, und seine Hand meine Hand, das ist auch gut. Und für einen so braven Herrn zu arbeiten von früh bis spät, und hernacher zu sehen, wie er zufrieden ist, das ist auch gut. Und meiner Treu! Er sollte sich freuen, wie Ludwig Burrmann mit ihm um die Wette arbeitet. Ich verstehe meine Sache gut; aber er, das muß ich sagen, versteht sie noch besser. Warum? Er hat Kopf, und ich habe keinen. Er hat Schulkenntnisse, und ich kann nicht viel mehr als Lesen, Schreiben und Rechnen. Auch ein bischen aus der Geographie hab' ich gelernt. Daher kommt's. Sehen Sie bloß einmal seine Wintersaat an: Wie

eine Bürste! — Der Herrgott hat dran geholfen, und das schöne Wetter; aber die helfen auch keinem Stümper."

Frau Natalie gestand zu, sie habe Berner erst heute in etwas ungewöhnlicher Lage beobachtet, und er gefiele ihr besser, als jemals. „Ich hab' ihn selten gesehen; und weil mein Mann so große Stücke auf ihn hält, so glaubte ich, es wäre nichts dahinter. Aber ich muß sagen, er hat mir heute recht wohl gefallen. Sein Benehmen gegen jene possierlichen Menschen war gemessen und taktvoll, und die Geschichte, die Sie da von ihm vorbrachten, wie er Sie mit den Schimmeln . . ."

Burrmann war ganz Begeisterung, sobald er Gelegenheit hatte, davon zu sprechen. „Nein, Frau Doctorin!" rief er aus, „Sie hätten dabei sein sollen! Diese Ruhe, mit der er's that! Er hatte es von seinem Hofe aus gesehen, kam als wenn er flog, und dabei doch wie ein rechter Herr, als wollt' er seinem Eise befehlen: Du sollst mir nicht brechen, denn du bist mein Eis. Und wie er die Pferde beim Zügel faßte,

und — ein Zug und ein Ruck — da waren wir aus dem Bach heraus, meine Schimmel wußten nicht wie, und ich auch nicht."

„Nun ja," bemerkte Natalie, „dergleichen Dinge hab' ich an ihm ja nie vermuthet. Ich glaube auch, er paßt am Ende für Ihr Gut, und wäre vielleicht ein guter Mann für Ihre Herrin."

„Wenn ich ihr einen wünsche," antwortete Burrmann, — „das heißt, wenn sie sich einen wünscht, so wünsch' ich Ihr keinen anderen, als den Herrn Berner. Einen Anderen soll sie nicht haben und einen Anderen will ich nicht haben. Und was ich thun kann, daß sie ihn bekommt, das will ich thun, so wahr ich der Inspector Burrmann bin. Ich will es schon machen. Der Ludwig Burrmann kann mehr als Rapssäen. Wenn's darauf ankommt — schlau!" Dabei schlug er mit fünf ausgebreiteten dicken Fingern ein Rad vor seinen Augen und blinzte so verschlagen durch, daß man sah, der Mann verstünde sich nöthigenfalls auf Alles.

„Mir wär' es schon ganz besonders lieb," erklärte Frau Natalie. Ich weiß nicht, was ich drum gäbe, wenn meines Mannes bester Freund, den er so viel vor einer reichen Frau gewarnt, nun doch eine Reiche nimmt. Ich küsse das Mädchen, wenn es ihn von seiner Narrheit kurirt."

„Narrheit, Frau Doctorin?" eiferte Burrmann, blieb stehen und nahm ehrerbietige Haltung an. „Nehmen Sie's mir nicht übel, Frau Doctorin; ich sollte mir wirklich in Acht nehmen, Ihnen etwas zu sagen, aber das kann ich nicht sitzen lassen. Mag der Herr Berner thun was er will, und wenn's wirklich eine Narrheit ist — wenn er's thut, ist's keine Narrheit. Wenn der Herr Berner keine Reiche heirathen will, so will er das als ein Mann, der sein Glück keinem Andern als sich selbst verdanken will, und weil er gern Andre glücklich macht, anstatt sich selbst glücklich machen zu lassen; und weil er seine Hosen später nicht einer Frau will anzuziehen geben, die doch immer, mag sie respektabel sein wie sie will" — Burrmann zog seinen Hut und verbeugte sich;

— „immer weiter nichts ist als eine Frau. Und das muß schrecklich sein, eine Frau zu haben, die einem auf die Finger sieht, wie viel Groschen man ausgiebt, und wenn sie sieht, daß man ein halbes Böffstück in den Mund steckt, so verloren vor sich hinsagt: Ja — ja — das ist auch von meinem Gelde; so daß man's am liebsten gleich wieder herausziehen möcht'. Nehmen Sie's nicht übel, Frau Doctorin" — hier setzten sich die beiden wieder in Bewegung — „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so etwas sage; aber es ist von Ihnen gar nicht recht, daß Sie es mit Ihrem Herrn Gemahl so machen. Denn Ihr Herr Gemahl ist ein guter Mann, und ein tüchtiger Mann, und ein durch und durch rechtlicher Mann; und Sie sind auch eine gute Frau, und eine tüchtige Frau, und eine durch und durch rechtliche Frau; und darum sollten Sie mit Ihrem Herrn Gemahl in Frieden leben, der mehr Geld verdient, als Sie brauchen, und sollten ihm seine alten Tage ruhig und angenehm machen, damit Ihre alten Tage auch ruhig und angenehm sind. Nehmen

Sie es mir nicht übel, Frau Doctorin, daß ich Ihnen das gesagt habe; aber ich konnt' es nicht sitzen lassen."

Frau Natalie machte anfangs große Augen zu dieser peripatetischen Lection, dann versuchte sie vornehm zu lächeln, dann mit ernstem Blick abzuweisen; und so krümmte und wand sie sich vor der Wirkung der Rede und kehrte endlich die Augen ab, in denen nur die guten Geister des Frühlings etwas blinken sahen. Es verging eine kleine Pause nach Burrmanns Rede, ehe Frau Natalie in heiterem Tone sagen konnte: „Gehen Sie, alter Burrmann! Ihnen kann man nichts übel nehmen."

„Und wenn ich nicht wüßte," fuhr Burrmann etwas schüchtern fort, „daß mein Fräulein ein gutes Fräulein ist, so würd' ich mir hüten, dem Herrn Berner zuzureden, oder etwas dazu zu thun. Aber weil ich weiß, daß ihr Reichthum ganz und gar Nebensache ist, und daß ihre Person zehn Millionen Mal mehr werth ist, als ihre halbe Million Vermögen, und daß also ihr Vermögen gegen

ihr verschwindet, so will ich thun, was ich kann, daß der Herr Berner sie nimmt, und wenn ich die Stadt und die ganze Umgegend voll lügen müßte. Und da kommt wieder unser Liebespaar, Frau Doctorin, und ich denke, wir werden gute Freunde bleiben." —

Unser Liebespaar kam noch nicht. Es übersah die Begleitung noch ein Mal und lenkte wiederum in einen halbgrünen Gang, den es schon mehrmals auf und ab gewandelt.

„Ja, mein Herr," eiferte Juliane, „es mag richtig sein, was Sie mir sagen; aber Sie gestehen doch zu, es giebt Ausnahmen."

Wie sollte Berner das nicht zugestehen! „Das bestätigt aber eben die Wahrheit meines Satzes," wandte er ein, „daß wir in jedem Falle erst prüfen müssen, ob eine solche Ausnahme vorliegt. Eine solche Prüfung erkältet überdies unsere Empfindungen und entweiht die besseren Motive unserer Wahl."

„Ich kann Ihrem Grundsatze und Ihrer Abneigung keinen Beifall schenken, vielleicht weil ich selbst

eine größere Anzahl von Ausnahmen kenne als Sie. Meine Freundin zum Beispiel, die Besitzerin von Großlinden, ist vollständig frei von den Fehlern, die Sie den reichen Frauen vorwerfen."

„Sie ist frei, das glaub' ich Ihnen. Aber diese Art von Fehlern, die ich tadle, tritt erst mit zunehmenden Jahren hervor. Jugend und Schönheit sind dichte Schleier über solchen Fehlern; diese erscheinen, wenn jene gelüftet oder zerrissen sind."

„Mag es. Aber die Fehler müssen vorhanden sein, um sich zu zeigen; müssen im Keime da sein, um zu wachsen. Nun versichere ich Sie, mein Fräulein besitzt diese Fehler nicht, kann sie schon zufolge ihrer Erziehung nicht besitzen."

„Daß Sie sich Ihrer Freundin so lebhaft annehmen, macht Sie mir um so werther," sagte Berner halblaut.

Juliane schien diese Worte zu überhören. Sie sprach nur von ihrer Freundin. Sie versicherte, dieselbe sei von Kind auf angehalten, den Wohlstand

nur um der Arbeit willen zu schätzen, die ihn erwarb, und da sie als Weib sich nicht zu solcher Arbeit geschaffen fühle, so lege sie auf ererbten Reichthum um so weniger Werth."

„Gewiß eine sehr edle Denkweise," gab Berner zu. „Allein Sie vergessen, daß nicht sowohl die Besorgniß vor jenen weiblichen Fehlern meinen Grundsatz befestigt, als vielmehr der Wunsch, mir das Bewußtsein völliger Unabhängigkeit zu bewahreu und einem geliebten Wesen Theil zu gewähren an dem, was mir gehört."

„Diesem Wunsche gegenüber sollte ich verstummen," sagte Juliane traurig — „würde auch meine Freundin verstummen. Bei keiner Frau könnten so edle Grundsätze tieferes Verständniß finden, als bei meiner Freundin. Oft hat sie selbst geäußert: Wenn sie je einen Mann liebte, so wär's das erste, daß sie alle ihre Habe in seine Hände legte und vergäße, was sie jemals besaß."

„Das könnte sich als leere Form erweisen," erwiderte Berner unverbesserlich. „Ob sie später ihrem

Manne vorwirft, er lebe von ihrem Eigenthum, oder ob sie ihn daran erinnert, daß sie es ihm überlassen, das kommt schließlich auf Eins heraus."

Juliane sah, sie konnte Berner nicht überzeugen. „Wenn Ihr Männer Recht haben wollt, oder meinetwegen auch Recht habt, so ist es uns Frauen schwer, Euch zu sagen, wie wir es meinen. Ihr vernichtet unsere Empfindung durch Eure Logik. Aber ich wünschte, Sie kennten mein Fräulein und wüßten, wie sie denkt. Sie würden dann von einem Grundsatze zurückkommen, der in einer unglücklichen Stunde nicht allein Ihr Herz, sondern auch ein andres beunruhigen, und Ihnen Opfer abverlangen könnte, an denen Ihr Glück zu Grunde ginge."

„Sie stellen sich, mein Fräulein, zu sehr an den Platz Ihrer Freundin," bemerkte Berner zu Julianens großer Pein. „Ich bin überzeugt, ich würde bei näherer Bekanntschaft das Fräulein nicht minder hochschätzen, als Sie; indessen, was hat das mit meinem Grundsatze und mit meinen stillen Wünschen zu schaffen!"

„Sie müssen sie kennen lernen!" rief Juliane entschlossen. „Alles, was ich von Ihrem Freunde Döring, von dem guten Burrmann, und vor Allem von Ihnen selbst gehört und erfahren, beweist mir, daß Sie ein Mann nach dem Herzen meiner Freundin sind. Sie müssen Sie kennen lernen. Versprechen Sie, uns beide in Großlinden zu besuchen?"

„Ich glaube nicht, mein Fräulein, daß ich es jemals in der Absicht thun werde, die sie anzudeuten scheinen."

„Ich will keine Ehe stiften, Herr Berner!" rief Juliane hocherglühend; ihr wurde immer enger ums Herz. „Bewahre! dazu bin ich noch nicht alt genug. Außerdem erkenne ich, auf wie starken Widerstand ich stoßen würde. Ich sehe wohl, die Person ist Ihnen bei Ihrem guten Grundsatze eben so gleichgiltig wie anderen Menschen bei ihren unlauteren Zwecken. Ist Anderen die Person gleichgiltig, wenn nur ein Geldsack daran hängt, würden Sie umgekehrt die vollkommenste Person gering achten, wenn sie von dem Fehler der Wohlhabenheit verunstaltet ist."

„Frei zu sein, und vor Allem vom Gelde frei zu sein, ist für mich die Grundbedingung für das Dasein des ächten Mannes!“ so schloß Berner das Gespräch. „Bei einer Frau ist es mir nicht der Hauptvorzug, aber doch von zehn Vorzügen der zehnte. Mir sind die Frauen die liebsten, die ohne reich zu sein, doch in keinen der Fehler verfallen, die im Geleite geringerer Mittel zu sein pflegen; und solche Frauen sind eben so seltene Erscheinungen in ihrer Art, wie Ihre Freundin es in der ihrigen sein mag. Aber heute erfuhr ich wenigstens, daß solche Erscheinungen nicht bloß in schönen Träumen vorhanden sind. — Was suchen Sie?“

Juliane hatte den Blick zu Boden gesenkt — nicht verrathen, warum! — Sie sagte, nach Veilchen suchte sie; aber in diesem Jahre habe sie noch keines selber gefunden.

In diesem Augenblicke bogen sich Beide hinab. Ihre Hände begegneten, berührten sich in einem Punkte des Rasens, berührten eins der gepriesenen Blümchen.

„Da ist eins!“ riefen sie beide wie mit einem Munde.

Werner pflückte das Veilchen und hielt es in der Hand. So standen sie einander gegenüber und sahen sich an.

„Ja — wem gehört es nun — mir oder Ihnen?“ fragte Juliane.

„Ich hab' es gewonnen, und Sie nehmen es; so haben wir beide unser Theil daran.“

Juliane empfing das Veilchen und hütete es. Sie gingen sodann schweigend neben einander. Sie wichen den Begleitern nicht mehr aus.

Viertes Capitel.

Frau Natalie und Burrmann sprachen, wie begreiflich ist, über nichts anderes, als unser Paar. Die Erste erfuhr Julianens List und Schalkhaftigkeit. Berner durft nicht zu früh wissen, daß Juliane sie selbst, und nicht ihre Freundin sei. Er mochte in diesem Punkte halsstarrig sein, und bei der Enthüllung, im Gefühl hintergangen zu sein, desto halsstarriger. „Kommt aber die Sache einmal in Richtigkeit, und hat er sie aus aller Herzensneigung zu seiner Braut gemacht, nun so wird er sich doch," meint Burrmann, „um der lumpichten halben Million willen das Herz nicht aus der Brust reißen."

Frau Natalie stellte sich vor, daß er aus Trotz, aus Stolz — nie könnte sie all' die Gründe auf-

zählen! — am Ende aus Narrheit die Sache am äußersten Ziele rückgängig machte.

„Frau Doctorin!“ mahnte Burrmann.

„Schon gut, schon gut!“ sagte Frau Natalie lächelnd; und damit hatten sie das Paar erreicht. — Berner erinnerte, es wäre wohl Zeit an die Heimkehr zu denken. —

Frau Natalie war überaus gnädig. Sie fragte, ob Herr Berner den Frauen nicht das Vergnügen seiner Begleitung machen wollte; ihr Mann werde sich freuen, wenn er ihn bei der Heimkehr fände.

Berner lehnte für diesmal ab, sagte aber für die nächsten Tage zu; denn er hatte sich im Stillen entschlossen, seinem Aufenthalt in der Stadt einige Tage zuzulegen und nöthige Anordnungen bei gelegentlicher Hinüberfahrt zu treffen. Man hatte einander bereits Bücher versprochen. Berner wollte das von ihm versprochene überbringen, Juliane lieber das ihre zuschicken und Berner's abholen lassen.

Unter dieser Erklärung geleitete er die Frauen, während Burrmann zartfühlend zurückblieb, durch die

Gruppen gaffender Damen, die um die Tische wie Büschel von Maßliebchen saßen, nach dem Ausgange des Gartens und zu dem wartenden Wagen. Nach stummem Gruß kehrte er um und sah durchs Gitter, wie der Wagen davonrollte. Gedankenvoll kehrte er zu den Tischen zurück, die nun verlassen waren. Er hielt dort inne und starrte in das Grün der Gebüsche, als beobachtete er etwas. Sogar der Kellner hatte Achtung vor seiner Träumerei und suchte seine Aufmerksamkeit nur durch großartigen Serviettenschwung zu erregen.

Auch Burrmann war ihm nachgegangen und sah ihn da stehen. Er mußte doch endlich aufwachen. Ein Liebespaar ging über den Hügel; er blieb noch immer unbeweglich. Burrmann hielt es nicht länger aus; in der Zeit hätte er einen ganzen Morgen mit Hafer besäen können.

„Herr Berner!" — so weckte er den Sinnenden.

„Sie da, Burrmann? Ich glaubte, Sie wären mitgegangen."

„Sie glaubten, ich ...“ Burrmann brach in Lachen aus. „Sie haben dem Wagen so lange nachgesehen und geglaubt, ich, der dicke Burrmann, liefe nebenher?“

„Ich weiß nicht, wie mir ist“ — so wollte Berner ausweichen. „Mir war's, als hätte ich dem Fräulein etwas vergessen zu sagen — und als müßt' ich ihr nachgehen.“

„Soll ich es ihr bestellen?“ fragte Burrmann einfältig. „Heraus damit! — Aber Sie werden sie ja wohl noch einmal selbst sprechen.“

„Ja wohl. Jetzt will ich nach Hause gehen.“

„Nun sagen Sie mir, mein liebster, bester Herr Berner, was wollen Sie denn zu Hause? In Ihrem Zustande ist ein Glas Liebfrauenmilch besser als Zuhausesitzen. Kommen Sie, Herr Berner! Das saure Zeug dort haben wir stehen lassen. Wir wollen uns eine bessere Flasche aufsuchen.“

Berner war nicht aufgelegt. Burrmann sagte grade heraus, er verdenke ihm nicht, daß das Fräulein ihm gefiele. Es wäre ein herzensgutes Mädchen;

aber wenn er sein gnädiges Fräulein kennen lernte — wie würde die ihm gefallen!

„Ach, lieber Burrmann, davon lassen Sie es nun genug sein! Ihr Fräulein kenn' ich nicht. Wäre es ein Engel, es wäre mir gleichgiltig, da sie reich ist. Jenes Fräulein aber, ich gestehe es Ihnen, ich werde sie nie vergessen, und ich kann mich von diesem Platze nicht losreißen, wo ich sie zum ersten Male sah."

Burrmann unterdrückte mühsam das Lachen, mit dem er sich und Andere sonst gern erheiterte. „Nicht vergessen, nicht loßreißen" — so kicherte er halb, und halb hustete er's. — „Nun ja," meinte er, sich zum Ernste zusammennehmend — „es ist auch ein ganz liebes Mädchen."

„Aber was kommt Ihnen dabei lächerlich vor, Burrmann? Sollte ich mich in dem Mädchen etwa täuschen, und Sie verspotten meine Leichtgläubigkeit?"

Nun wurde Burrmann wirklich ernsthaft und mehr als verlegen. „Nein — Oh — Nein — bewahre — Gott bewahre!" rief er aus und hätte sich ohrfeigen mögen, daß er solche Geschichten anrichtete.

„Die Gesellschafterin ist wahrhaftig ein sehr gutes Mädchen. Und Sie gefällt Ihnen wirklich?"

„Lieber Burrmann, ich spreche über dergleichen Dinge nicht gern. Aber weil Sie ein so braver Mann sind und mich kennen, so darf ich Ihnen wohl sagen, daß sie mir nicht nur gefällt, sondern daß mir seit den wenigen Stunden unserer Bekanntschaft zu Muthe ist, wie mir noch nie war, so glücklich und so bange zugleich."

„Nun das ist die Liebe," sagte Burrmann so trocken, daß Berner ihn ansah, ob er etwa seinen Spott mit ihm treibe. Aber nichts dergleichen erschien in dem braunrothen, breiten Gesichte des biederen Mannes.

„Es ist erst einige Stunden her. Ich bin überrascht, überrumpelt. Ich muß meine Gedanken sammeln; ich muß mir erst darüber klar werden, was ich empfinde. Soll ich glauben, das hat Bestand was ich jetzt empfinde, so ist es diese und keine Andere, wenn mir das Geschick ein braves Weib überhaupt zugedacht hat. Wenigstens werde ich nie an eine

Andere denken, wenn ich mich in dieser Hoffnung täuschen sollte."

„Hören Sie, Herr Berner, Sie thun mir eigentlich leid," erwiderte Burrmann. „Mir war der Gedanken gekommen, Sie wären der rechte Mann für mein gnädiges Fräulein; denn einen Besseren, sag' ich aufrichtig, kann sie nicht finden, und ich sammt Großlinden keinen besseren Herrn. Nun aber, da Sie mir Ihren festen Willen ausgesprochen haben, will ich davon abstehen und nicht weiter darauf reflectiren. Denn wenn es nicht Ihr fester Wille wäre, so hätten Sie ihn nicht ausgesprochen, und Gott bewahre mir, daß ich einen Mann bereden sollte, abzulassen von dem, was er einmal gesagt hat."

„Sprechen Sie also nicht mehr dagegen; helfen Sie mir vielmehr, meine Wünsche zu erreichen, die ja der Erfüllung wohl werth sind. Geben Sie mir Ihre Hand, daß Sie bei Ihrem gnädigen Fräulein zu meinen Gunsten auftreten wollen."

„Topp, das will ich thun!" Er schlug die große braune Hand in Berners dargebotene Rechte und

wiederum in sich hineinkichernd fuhr Burrmann fort: „Sie sagen also nochmals, so wahr Sie der Herr Berner sind, Sie wollen nie eine andere Frau nehmen als das junge Mädchen da?"

„Sobald sich bestätigt was ich von ihr denke — keine Andere, so wahr ich hoffe glücklich zu werden."

„Gut," schloß Burrmann, „so wollen wir eine Flasche Liebfrauenmilch trinken. Kommen Sie, wir wollen bezahlen, was der schwarze Ziegenbock verzehrt hat, und dann wollen wir lustig fortgehen."

„Nun hab' ichs einer guten Seele gesagt!" frohlockte Berner. — „Nun ist mir wohl! nun bin ich dabei!" —

Fünftes Capitel.

Dem sonnigen Frühlingstage, welcher für die Hauptpersonen dieser wahrhaftigen Erzählung an Ereignissen und Ergebnissen so reich war, folgte ein trüber, fröstelnder Tag, während dessen alle Zuneigungen und Abneigungen, in welchen jene Personen einander begegnet waren, sich befestigten. Der dritte Tag, Berners Geburtstag, war aus Wolken und Sonnenstrahlen gleichmäßig gewoben; doch nicht der Art, daß man dem Kaminfeuer hätte entsagen mögen.

Ein solches zündete Berners schläfriger Knecht, Lange genannt, schon früh an, bevor sein Herr sich, spät eingeschlummert, erhoben hatte. Das Zimmer war eines jener eleganten charakterlosen, wie die

Beamtenwittwen in der Hauptstadt, sobald sie ihre Töchter als Gouvernanten oder Kammerjungfern untergebracht haben, an ledige Herren vermiethen: Mit allerlei Antimakassars auf halbschäbigen Sammetpolstern und einer unbeschreiblichen Menge von alterthümlichen Tassen, Gläsern und Porzellanpuppen in altfränkischen Glasgestellen. Wacht nicht ein gewisser Geist in dem Zimmer, aus dem Grunde etwa, weil der Bewohner gar keinen Geist hat, so rieselt es Einem über den Rücken, sobald man eintritt, und selbst wenn geheizt ist, hat man in einer Viertelstunde kaltfeuchte Hände. Mit allen Polstern, Teppichen, Vorhängen, Decken und Deckchen sind solche Zimmer nicht viel mehr als Wolfslager für junge Beutemacher, die des Morgens auf Börsenraub ausgehen, oder Krötennester für anbrüchige Kritikaster, die von hier aus junge Talente bespritzen.

Berners Anwesenheit gestaltete dieses Zimmer, das in schneller Abwechselung schon oft Wolfslager und Krötennest gewesen war, zu einem Heiligthume — ungeistlich gesprochen, wie jedes guten Menschen

Werkstatt es sein sollte. Es wäre nicht Vergötterung, wollte man statt der Marmorbilder in Tempeln, statt rauschgoldener Madonnen in Kapellen — gute Menschen, Wohlthäter der Menschheit verehren in schmucken Werkstätten, wie sie ihren kleinen Theil der weltfördernden Arbeit verrichten, mit Federkielen, Meißeln, Pinseln, immerhin auch mit Hammer oder Pfriem in den Händen, und die alten Biblia dabei oder neue Bücher. Es läge darin so etwas von höherer Menschenliebe statt jener geheuchelten oder geträumten, welche durch den Gegensatz der Charaktere und Bestrebungen nie zur Wahrheit wird.

Berners Zimmer war solch' ein Heiligthum: Man fühlte sich wohl und gut darin; man genoß mit dem Bewohner das Bewußtsein der Menschenwürde.

Auf dem Kaminsims standen Familienstücke, Schattenrisse und Lichtbilder, von Ahnen, Eltern und Geschwistern, von Verstorbenen, Verschollenen und Lebendigen, wie der treue Sohn und Bruder sie mit sich führen konnte, um nie ganz von den Seinen ge-

trennt zu sein. Denkmäler dann der Hauptabschnitte des Lebens, Studentenmützen, Rappier und Band hingen hoch darüber, am meisten verstäubt unter Allem, und auf den Schränken standen Bücher, nicht viele, doch stattlich. Gegen das Fenster aber gerichtet, auf eichener Tribüne, die der Besitzer selbst gezimmert, prangten Rosen; darunter eine, für welche der laue Duft des Zimmers vorzüglich zu wehen schien. Sie und ihre Schwestern, welche ihr, so schön sie prangten, doch nur zur Folie dienten, waren von Friedeberg hergebracht, um unter den Augen des Herrn in der Stadt zu überwintern; Auszug gewissermaßen und duftende Offenbarung des Guten, das die Arbeit von Friedeberg zu Tage schafft. Es galt für Berner gleich Morgenandacht sie zu besorgen und ihnen bei der Ungunst des Ortes die Pflege zu ersetzen, die er auf seinem Gütchen ihnen mit Hilfe seines Gärtners gewährt hätte. Staub und Unsauberkeit war diesen immergrünen Blättern niemals nahe gekommen, und alles was ein milder Winter von Sonnenstrahlen und lauwarmem Athem geboten hatte, das war ihnen zärtlich zugewendet worden. Wer wollte

sagen, daß von der Herzenswärme des Pflegers nicht etwas übergegangen wäre in die hundert Blätter dieser edlen Blumen, daß sie so frisch, so kerngesund prangten, als hätte der beste Frühling sie erzogen? —

Berner hatte zur Handreichung bei dergleichen zarten Beschäftigungen nur eine derbe Bauernhand abgerichtet, die freilich ohne Mitwissen des Herzens thätig war. Sein Knecht Lange, der sich niemals Bedienter oder Kammerdiener nannte, obwohl er dazu dasselbe Recht gehabt hätte, wie der glattrasirte Stiefelputzer eines Barons, war ein tüchtiges Stück Dorfleben, eine lebendige Erdscholle, die bis zum zwanzigsten Jahre kaum Arm und Bein gehabt und sie erst durch Berner hatte gebrauchen lernen. Er verstand sie aber *nur* für den Dienst Berners zu verwenden; kein anderer Herr hätte ihn brauchen können; denn keinem anderen Herrn hätte er dienen mögen. Es war keine Miethlingsnatur, sondern ein freier und treuer Knecht. Aber freilich hafteten ihm die Eigenschaften der Erdscholle an, unbewegliche, plumpe Schwere, Trägheit, Ungeschick. —

Lange war es, der auch heute die Ordnung im Zimmer hergestellt, und die Rosen in das trübselige Morgenlicht gerückt hatte. Bis sein Herr erschien, der heute ungewöhnlich spät erwacht war, versenkte er sich in einen Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer, und saß, den Kopf fast auf die Kniee gesenkt, in schwerathmendem Schlafe, als es lebhaft und immer lebhafter an die Thür klopfte. Lange hörte nichts davon bis endlich sein Herr eintrat.

Werner mußte seinen Knecht wiederholt rütteln bis er den Kopf hob; mehrmals noch, bis er erwachte, und erst auf einen abermaligen Ruck und Ruf erhob er sich schwerfällig.

„Schämt Euch, Lange!" so verwies sein Herr ihm diese Trägheit: — „Eben aufgestanden, und den Tag mit Schlaf beginnen, das macht Euch immer träger. Hört Ihr nicht, wie es klopft?" — Damit ging er in sein Schlafzimmer zurück, um seinen Anzug zu vollenden.

„Ja wahrhaftig!" murmelte Lange, die Fäuste vor den Augen, und im Glauben, sein Herr stände

noch vor ihm: „Ach die Stadtluft! Die ist zu nichts gut, als zum Schlafen.“ — Er taumelte nach der Thür und nahm ein Päckchen in Empfang, das eine weiße, schmale Hand mit blauweißem Tressenärmel schüchtern hereinreichte. Dann schlug er dem Boten ohne Willkommen und Abschied die Thür vor der Nase zu und prüfte blinzelnd die Aufschrift des Päckchens, wodurch er sich wieder einigermaßen ermunterte. Nunmehr erinnert er sich auch, daß heute seines Herrn Geburtstag sei und muthmaßte sofort ein Geschenk, und zwar, weil es ein kleines Packet, ein sehr niedliches Geschenk. Es schien ihm nach Rosen — Veilchen — nach Jasmin zu duften — weiß Gott! Es roch nach allen Blumen, die in unsers Herrgotts Garten wachsen. Folglich war es ein Geburtstagsgeschenk von einer Dame. Sonst aber befand man sich am Geburtstage immer in Friedeberg; also mußte sein Herr diesmal etwas Wichtiges vorhaben. Was aber konnte ihm wichtiger sein, als die Arbeit? — Das Heirathen. Lange rieth das sogleich; denn er

selbst hatte ähnliche Absichten, und sein Herr hatte ihm die Erlaubniß beinahe schon ertheilt.

Als Berner wieder eintrat, wünschte er ihm Glück, und der Herr fragte, was er ihm zu seinem eignen Geburtstage schenken solle. Lange wollte nichts Anderes, als was sein Herr ihm versprochen habe, nämlich, daß er die Christine heirathen dürfe, und Berner erinnerte ihn daran, daß er es ihm nur für den Fall versprochen habe, wenn er selbst eine Frau nähme. Lange meinte, das käme nun doch bald, und nahm zum Beweise das Packet, welches ein langer, blasser Junge in Livree und mit einem sehr dummen Gesichte gebracht habe. —

Berner zog ein rosafarbenes Billet aus dem Päckchen. Ja wohl, es war von „Ihrer Sie hochschätzenden Bertha Schäfer." Schnell entschlossen schickte Berner seinen Knecht, der während des Auftrages mit Schaudern an die Treppe und das Steinpflaster dachte, zum ersten besten Goldschmied, um ein Armband herbeizuschaffen, so schwer und so theuer er eins, ohne Edelstein, von purem Golde vorräthig

fände. Lange fragte noch, ob er nicht einige zur Auswahl bestellen sollte; aber das erschien nicht nöthig, war das Armband nur von Gold und recht übermäßig groß und schwer. Dergleichen auszuwählen hatte Lange Geschmack vollauf.

Werner ging im Zimmer auf und ab, bevor er daran dachte, in Augenschein zu nehmen, was man ihm sendete. Er erinnerte sich, wie die Frau Mama so unvorsichtig gewesen, ein Wörtchen von dem Geburtstage ihrer Tochter hinzuwerfen, und wie sehr das Fräulein darüber erschrocken war. Noch vor zwei Tagen wäre ihm der Gedanke fern gewesen, dies könnte absichtlich und in der Hoffnung auf eine Gegengabe geschehen sein. Aber die Erscheinung Julianens hatte ihn so entschieden zur Vergleichung herausgefordert, daß er in den beiden Damen, die ihm sonst angenehm erschienen waren, jetzt nicht viel mehr sah, als in hundert anderen, so daß er an ihnen fast nur Fehler bemerkte. Juliane stand über ihnen so hoch, wie Aechtheit und Schönheit über Flitter und Schmuck, und dieser Eindruck war durch einen Besuch, den er

am Tage nach der Gartenscene in Dörings Hause gemacht hatte, nur noch befestigt worden.

Den andern Damen wollte er keinen Gedanken mehr weihen. Aber er hatte doch, wie er aus verschiedenen Aeußerungen schloß, die Hoffnung der Tochter eine Zeit lang genährt, hatte sie doch nun einmal, wenn auch nur in dem Gedanken an eine sehr entfernte Möglichkeit, seinem Herzen näher gestellt, als die Schwärme der Andern; und es sind dem besseren Manne auch seine vergangenen Empfindungen werth. Daher beschloß Berner einen freundlichen Abschied zu nehmen und dem Fräulein offen zu sagen, daß er sie nie wiedersehen werde. Er wollte ihr so viel Theilnahme zeigen, als er für sie empfand. Er setzte fest, im Laufe des Tages sie zum letzten Male zu besuchen, um seiner Gegengabe einen Glückwunsch hinzuzufügen. —

Unter solchen Gedanken war er der Rosentribüne, ganz gegen seine Gewohnheit, mehrmals vorbeigegangen und hatte seinen schönen Pfleglingen nur zerstreute Blicke geschenkt. Nunmehr aber, nach gefaßtem Ent-

schluß, wurde sein Gemüth frei für die gewohnte Morgenandacht, und er bemerkte verklärten Auges, wie die schönste seiner Rosen heute zu vollendeter Schönheit aufgeblüht war, gerade heute, nachdem sie Kräfte sammelnd, lange gezögert sich zu erschließen. Sie war die erste und einzige an ihrem Stämmchen, eine der schönsten ihrer Gattung und an Blattform, Größe und Farbenpracht eigenartig.

„Du machst mir viel Freude mit deinen zarten schöngewölbten Blättern" — so dachte er und lispelte dann und wann ein Wort: — „Mit diesen Blättern so dichtgedrängt, so groß, so zart im keuschesten Roth, das nach dem Grunde zu immer dunkler glüht, wie geheimnißvoller Purpur über deinem Herzen. Du machst mir viel Freude und lohnst meine Pflege sehr. Von einem Rosenstämmchen, das meine Mutter aufzog, schnitt ich mit eigener Hand dich als zarten Sproß. Ich mischte Dir die Muttererde von dem Grund, den meine Hände bauen. Ich pflegte dich, ich trug dich hin und her in Sonnenschein und Schatten; ich tränkte und trocknete Dich; kein Finger als

der meine berührte dich jemals, schönes Bild einer Jungfrau, die mein eigen. Ich pflegte dich wie eine Braut, und nun glühst du, duftest du mir entgegen, als wäre in dir all' die große, liebende Kraft, die meine Felder befruchtet. Die Menschen werden dich gerne sehen, schöne Blume, und sie sollen dich mit dem schönsten Namen nennen, der mir erklungen ist: Heiße Juliane. — Aber nicht viele sollen dich sehen; deinen Namen soll nicht Jedermann wissen! — Da sticken sie dein Bild in Seide . . ."

Jetzt erst warf Berner einen prüfenden Blick auf Bertha's Stickerei: — Was war denn das? — Ein Sonnenstrahl brach durch die Wolken und fiel auf glänzende Punkte. Schnell erlosch er wieder. Wo waren die glänzenden Zeichen hin? — Warte — bis die Sonne wiederkommt! Da bricht sie herein, voll und groß; da glänzen die Zeichen wieder am Rande einer gestickten Rose aus tiefem Schatten hervor, einzelne Punkte, doch nun immer deutlicher zusammenfließend in Buchstaben, und zuletzt standen sie ganz deutlich da: i — l — d. — Was heißt das? — Und war

das nicht die Stickerei, an der Juliane gestern beschäftigt war? Bei der sie vom Muster abwich, um eine ganz besondere Wirkung zu erzielen? — Kein Zweifel, sie half dabei, es war ihre Arbeit! Besonders diese drei halbverborgenen Zeichen, die nur ein hilfreicher Sonnenstrahl, ein zufälliger Blick entdeckte, waren ihr Werk! Es kam von ihrer Hand, es war ihre Gabe! —

Berner betrachtete die Stickerei. So geschickt waren die einzelnen Punkte, welche sich dem schärferen Blicke zu Schriftzügen vereinigten, in die Stickerei hinein geheimnißt, daß sie mit den Sonnenstrahlen kamen und schwanden. Im Dunklen zogen sie das Auge nicht an; aber sobald ein Strahl auf die Stickerei fiel, war es gezwungen sie zu den Buchstaben zu vereinigen: i — l — d. Was bedeuteten sie nur? —

Berner wußte was sie bedeuteten und was er darauf zu erwidern habe. Aber sein Herz klopfte, seine Hand zitterte, sein Fuß irrte im Zimmer; seine Gedanken flogen Minuten lang unstät umher — flatterten auf dem Wege zu ihr, deren Liebe an die-

jem Geburtstagsmorgen ihm in ihrem ganzen Werthe aufging. Er suchte hier und dort und nahm Bücher und Handschuhe auf statt dessen was er suchte; endlich fand er's.

Es war ein werthvolles alterthümliches Käftchen, Ebenholz und Elfenbein in wunderbaren, feinen Arabesken mit einander verflochten, eins der Erbstücke von Ahn auf Ahn bis zu dem heutigen Besitzer von Friedeberg herab. Von jeher hatte es zu nichts Anderem gedient, als geringfügige Dinge zu sammeln, an die sich eine mehr oder minder wichtige Erinnerung knüpfte, und eben aus diesem Grunde gehörte es zu den Gegenständen, von denen sich Berner, er mochte seinen Aufenthalt noch so weit verlegen, niemals trennte. Er führte kein Tagebuch; aber der Inhalt des Kästchens war so gut wie eine Chronik seiner zweiten Lebenshälfte.

Berner öffnete das Kästchen und begann es zu leeren. Da war ein Brockenstrauß, fast schon zerbröckelt. Ein blaues Band — ein rothes — wo kam's doch her? — Kaum dunkle Erinnerung an

einen heiteren Tanzabend haftete daran. Ein feiner Handschuh: — Agnes war längst vermählt und Mutter von zwei sehr ungezogenen Rangen! — Eine Menge Cotillonorden: — Als er zwanzig war, dünkte er sich ein General, wenn er an einem Ballabende drei Orden vom heißen Felde des Tanzes heimtrug. — Blumen — und wieder ein Band — und wieder Blumen — duftiger Staub zuletzt. —

Alles hinaus! In die Flammen! — Hastig warf er's hinein; Einiges fiel nebenbei; das Meiste flackerte auf und war für immer vergessen.

Mit einem seidenen Tuche stäubte er das Kästchen aus — und da trat sein Knecht Lange in Begleitung eines jungen Mannes ein, der im Auftrage des Goldschmieds das Armband brachte. Es war das theuerste und schwerste, das in einem der größten Juwelierläden zu finden, und, wie der Knecht auf Grund seines Geschmackes zu urtheilen berechtigt war, das schönste; denn er hatte es ausgesucht. Berner kaufte das Armband unbesehen und schickte Lange nach dem nahen Park, um von dem bereits frisch ent-

sprossenen Moose einige Händevoll, recht grün und feucht, heraufzuholen. Lange hatte bereits die Thürklinke in der Hand, als Berner sich eines Besseren besann und den Hut ergreifend, seinem Knechte erklärte, er werde lieber selbst gehen. Hastig eilte er hinaus, kehrte aber zurück, um zu befehlen, das Kästchen solle nicht angerührt werden.

Lange hatte seinen Herrn noch nie so gesehen. Er war glühend roth und die Augen glänzten wie silberne Kugeln. Und das Kästchen sollte Lange nicht anrühren? — Er war doch kein Spitzbube, und so viel er auch von ferne mit langgestrecktem Halse hineinlugte — es war nichts darin. Und da lag ein Band neben dem Kaminfeuer und dort eine vertrocknete Blume, und hier so ein silbernes Ding von Papier, und im Kamin ein Menge ähnliches Zeug, alles angesengt. Wahrscheinlich hat alles in dem Kästchen gelegen und der Herr hat es verbrennen wollen. Das Band war noch gut für Christinen und das silberne Ding von Papier hätte seinem jüngsten Bruder Gottlieb Spaß gemacht. Aber nein! „Wenn Euch der

Herr hat verbrennen wollen, so sollt Ihr verbrennen!" Und er warf beides in die Flammen. —

Bald kam Berner mit einer Handvoll grünen Mooses zurück, auf dem noch Morgenthau lag. Dann schnitt er die schöne Rose von ihrem Stamm, daß Lange vor Verwunderung die Hände zusammenschlug und verstummte.

„Das ist Deine Rose, Juliane," so flüsterte Berner, als er sie in das Kästchen legte, mitten unter das grüne, thauige Moos: — „Die schönste der Rosen für die beste der Frauen." — Eine Zeitlang betrachtete er sie und segnete sie mit guten Gedanken, bevor er das Kästchen schloß.

Nunmehr rief er Lange herbei, der kauernd das Feuer schürte und, nicht ohne bisweilen verwundert über seine Schulter zu schielen, den angesengten Kleinoden zum völligen Verbrennen half. Berner schlug weißes Papier um das Kästchen, umband dieses und legte es behutsam neben das Packet mit dem Armbande, wie es der Gehilfe des Goldschmieds zurück-

gelassen hatte. Dann beauftragte er seinen Knecht, dieses Kästchen recht behutsam an das Fräulein zu bringen, das sich im Hause des Doctor Döring aufhielte, und einen Gruß dazu. — Ob er auch verstanden habe, fragte Berner.

„Schön! Und das Armband?"

„Ja recht! Das bringt Ihr zu Frau Schäfer — Ihr wißt, wohin Ihr neulich die Theaterbillets brachtet. Eine Empfehlung, und ich erlaubte mir, dem Fräulein mit dieser Kleinigkeit zum Geburtstage Glück zu wünschen. Versteht Ihr?"

„— Fräulein mit dieser Kleinigkeit — nämlich mit dem theuren Armband — zum Geburtstage Glück zu wünschen" — so lernte Lange gewissenhaft auswendig.

„Uebrigens werde ich das Vergnügen haben, in den nächsten Stunden selbst noch einmal vorzusprechen. — Nun mach' aber schnell!" —

So eilte Berner hinaus, denn es duldete ihn nicht länger zu Hause.

Lange blieb vor den beiden Packeten stehen und wiederholte mehrmals, mit dem Zeigefinger abwechselnd das eine und das andere der beiden Päckchen berührend, die Bestellung, die er auszurichten hatte. „Also dies für eine Dame" — so unterbrach er gähnend seine Lection — „und dies für eine andere Dame: — Das wären zwei Damen zu seinem Geburtstage? So etwas hätte ich meinem Herrn nicht zugetraut. Welche von beiden Damen wird nun die Rechte sein?" — Er setzte sich, um dieses Räthsel zu lösen, in den Sessel am Kamin und hatte beinahe schon verträumt, daß er von seinem Herrn einen Auftrag erhalten, als wiederum ein Klopfen an der Thür ihn aufschreckte. „Klopft das schon wieder!" rief er unwillig und sprang auf: — „Man hat auch sein Lebtag keine Ruh!" —

Der Ankömmling war ein kleiner Bursche in langem Tressenrock, hohem Tressenhut und gestülpten Stiefeln, und hielt ein Buch in der Hand. Lange hatte den Knirps schon einmal gelegentlich einer Be-

stellung in des Doctors Hause, auch oft auf der Straße gesehen, ihm jedesmal verwundert nachgeblickt und sich gefragt, zu welcherlei Verrichtung wohl so ein Däumling gut wäre. Jetzt stand das Wunder zur beliebigen Betrachtung vor ihm, aber er war zu schläfrig, um es fragwürdig zu finden.

Franz bestellte einen schönen Gruß vom Herrn Doctor Döring, Frau Doctor, und Fräulein Reinhard, und er solle das Buch, das Fräulein Reinhard dem Herrn Berner versprochen, hier abgeben. Zugleich gaben sich Herr und Frau Doctor Döring die Ehre, Herrn Berner auf heute zu Tische einzuladen.

Vom Herrn Doctor Döring und dem Fräulein, das sich in dessen Hause aufhält? Das paßt ja ganz vortrefflich!" so dachte Lange mit einem Blick auf den bequemen Lehnstuhl. „Gut," sagte er, „will's bestellen. — Und dann, kleiner Musje —"

„Ich heiße Franz Luchs," antwortete sehr entschieden der Angeredete.

„Oho, nehmen Sie's nur nicht krumm, Herr Franz Luchs! Da hab' ich grad' ein Packet für das

Fräulein, das sich im Hause des Herrn Doctor Döring aufhält. Es ist viel frisches Moos darin und eine sehr schöne Rose. Und weil ich eben diese Stunde viel zu thun habe, und weil ich meinen Herrn erwarten muß, um ihm zu sagen, wohin er ausgebeten ist, und weil draußen so schlechtes Steinpflaster ist" — hier setzte er sich wieder in den Sessel — „so möchten Sie wohl die ausgezeichnete Güte haben, Herr Franz Luchs, das Packet mitzunehmen."

„Ei warum denn nicht," antwortete Franz gutwillig; „das versteht sich von selbst; da brauchen Sie gar nicht so viele Redensarten zu machen."

„Und auf dem Wege müssen Sie ja wohl durch die Stromstraße — Gott! das Steinpflaster!"

„Durch die Stromstraße? Es ist eine Viertelstunde Umwegs."

„Nicht so weit, Herr Luchs! Höchstens fünf Minuten. Wenn Sie durch die Hafengasse gehen, ist es derselbe Weg, so viel ich weiß. Und dann über den Platz, dann die Straße links, das sechste Haus rechts — es ist ganz auf Ihrem Wege."

„Wenn ich nicht muß, brauche ich da nicht zu gehen,“ antwortete Franz abweisend.

„Brauchen nicht, Herr Franz Luchs; aber gehen Sie; thun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie das andere Packet mit und geben Sie es an Fräulein Schäfer, Stromstraße Nummer 33, ab. Wollen Sie mir den Gefallen thun?“ —

„Fräulein Schäfer? Ist das die Ausgeputzte mit den Haarwülsten am Kopfe?“

„Das ist sie. Sie ist Ihnen bekannt?“

„Die vorgestern an dem fortgenommenen Tisch saß? — Nein, das thu' ich nicht. Für solche Menschen thu' ich nichts; da bin ich zu vornehm.“

„Was? Sie sind zu vornehm, für mich etwas zu thun?“

„Nur nicht so unhöflich! Für Sie will ich allenfalls“ — antwortete nun Franz, und der Muthwille blitzte ihm aus den Augen. Er sah den gähnenden Knecht an und wußte, was die Glocke geschlagen. Gar zu gern hätte er ihm einen Possen gespielt und den Auftrag abgelehnt; aber ein besserer Gedanke fuhr

ihm durch den Kopf. Er nahm die Packete und versprach sie bestens zu besorgen.

Lange war froh und ermahnte nur, das große Kästchen behutsam zu tragen. Auch trug er ihm die Bestellung an Fräulein Schäfer auf: „Herr Berner wird übrigens das Vergnügen haben, in den nächsten Stunden selbst noch einmal vorzusprechen.“

„Ja — ja — ja — ja!“ sagte Franz ungeduldig.

„Und verwechseln Sie die Packete nicht! In dem kleinen ist ein Armband von achtzig Thaler Werth!“

„Gut, gut, gut.“

Lange suchte träumerisch in der Westentasche. „Warten Sie, Herr Franz Luchs,“ sagte er blinzelnd: — „Dürfte ich Sie um die Gewogenheit bitten, dies Zweigroschenstück als Trinkgeld von mir anzunehmen?“

„Sie sind doch selbst Bedienter und geben Trinkgeld?“ erwiderte stolz ablehnend der Groom.

„Ich bin so gestellt,“ antwortete Lange, „daß ich höhere Trinkgelder zahle, als manche Baronin.“

„Geben Sie her!“ sagte Franz schnell, haschte das dargebotene Geldstück aus der Hand Lange's und schnell zur Thür hinaus. „Aber bedanken thu' ich mich nicht!“ rief er; „es geht ja doch aus Ihres Herrn Säckel!“ —

Kaum war er fort, so fiel Lange in den Sessel zurück und schlief ein. —

Sechstes Capitel.

Franz machte ein sehr pfiffiges und nicht wenig boshaftes Gesicht, als er Berners Wohnung verließ. „Wart', dir will ich Beine machen, du Faulpelz, du Bärenhäuter!" — so ungefähr hieß in Worte übersetzt, was seine Mienen durchzuckte: „Du sollst heute nicht mehr viel auf dem Polsterstuhle sitzen! — Hier dies Kleine also ist bestimmt für Jungfer Schmachtlocke, Mamsell Schleife, Fräulein Schleppe, und hier das Kästchen für mein gnädiges Fräulein. — Was mag drin sein? Spaß über Spaß, wenn's an die Unrechte kommt! — Ich thu's! Ich verwechsele die Packete; und dann muß der Faulpelz hin und her laufen, um den Schaden gut zu machen, und hat den Ausputzer obendrein. — Und ich? Nun, ich habe die

Packete verwechselt. So etwas kann vorkommen. Abgemacht, ich thu's!" —

So schlug er pfeifend den Weg nach der Stromstraße ein, wo Mutter und Tochter nach einem sehr amüsanten Abend, den sie, wie den vorletzten mit Herrn Schaum verlebt hatten, in doppelter Spannung der Dinge harrten, welcher dieser festliche Tag ihnen bringen sollte. Nicht als ob darüber noch irgend ein Zweifel bestand; denn gestern beim Conditor hatte Herr Schaum bei einem köstlichen Stück Apfelkuchen mit gepeitschter Sahne rückhaltlos versichert, Fräulein Bertha oder keine andere werde sein Weib werden, und Frau Malwine hatte unterdessen in der Illustrirten Zeitung geblättert. Dreimal hatte man sich beim Abschiede die Hand gedrückt, und dreimal Stoff gefunden, das Gespräch zu verlängern, bis endlich der Nachtwächter kam, um das Haus zu schließen. Und als man in die Wohnung trat und Emil ihnen die Thür zum Corridor öffnete, da fiel Bertha dem Bruder in überschwänglicher Freude um den Hals und bat ihn, nur noch einige Wochen in seinem Tressenrock aus-

zuharren; denn sie wäre so gut wie verlobt, und zwar mit einem Baron. Sie würden bald in bessere Verhältnisse kommen, und Emil sollte ein neues Dutzend Peitschen haben, das er sich längst gewünscht.

Emil weinte — oder um die Wahrheit ganz zu sagen, er heulte etwas ungeschlacht am Halse seiner Schwester und war lange nicht zu beruhigen. Das Werthvollste an ihm war seine Liebe zur Schwester, und zwar eine viel innigere, als diese zu erwidern verstand. Der gute dumme Junge eilte zu dem schlafenden eisgrauen Vater, der an jedem Morgen hoffte und abends verzweifelte. Er raunte ihm ohne Vorwissen von Schwester und Mutter die frohe Kunde ins Ohr. Aber der Vater kehrte sich in mißmüthiger Gleichgiltigkeit nach der Wand zu und sprach zwischen Schlaf und Schnarchen: „Aus dem Mehl wird kein Kuchen."

Kaum daß der arme Junge ein paar Stunden schlief. Früh morgens stand er schon vor dem Bette seiner Schwester und brachte bald einen Kamm, bald ein Glas Wasser, ohne daß Fräulein Bertha Lust

gezeigt hätte, davon Gebrauch zu machen. Ihn leitete dabei nichts als das Bedürfniß, dem Geburtstagskinde, welches dazu noch Braut war, etwas Liebes zu erweisen, und es gelang ihm, sie wenigstens so weit zu ermuntern, daß sie sich mit ihm über ihr zukünftiges Glück unterhielt. Am meisten hafteten ihre Vorstellungen bei dem glückseligen Momente, wenn sie ihren Namen, vereint mit dem ihres Verlobten, in der „Königlich privilegirten Berlinischen Zeitung" lesen werde, welche die Familie mit mehreren anderen in demselben Hause zusammen hielt. Sie ergriff eines der halbzerrissenen Blätter, die in großer Menge auf ihrem unordentlichen Nachttische lagen und zeigte ihrem Bruder die Stelle, wo — vielleicht nur aus Versehen der Redaction nicht unter den „Verkäufen beweglicher Sachen" — die Verlobungen aufgereiht standen. Am besten gefiel ihr eine, wodurch eine Braut und ein Bräutigam von wohlklingendem Titel und Namen in fetter Fraktur sich als Verlobte empfahlen. „Wie reizend wird es sein!" rief sie aus, indem sie einen Bleistift vorsuchte und den Namen ihres Verlobten

neben den ihrigen hinkritzelte: „Wie reizend, wenn wir hier stehen werden, so groß gedruckt; und wenn man die Anzeige recht früh einschickt, dann steht sie obenan!" — Damit kehrte Fräulein Bertha sich gegen die Wand und überließ den Bruder seinen Betrachtungen.

Emil wußte vielleicht selbst nicht, zu welchem Zwecke er ein Stück Papier nahm und nach dem Muster jener von der Schwester ihm bezeichneten Verlobungs-Anzeige eine schrieb, die Herrn Baron Roderich von Schaum und Fräulein Bertha Schäfer als Verlobte bezeichnete. Als nun aber das Kunstwerk, ein Buchstabe nach dem andern, vollendet war, brachte ein Buchbinderlehrling die für Berner bestimmte Arbeit, und Bertha schickte ihren Bruder schlaftrunken, ohne das Geschenk auch nur zu betrachten, mit der Geburtstagsgabe fort. Da kam ihm der stolze Gedanke, sein Werk nach der Expedition zu tragen und die Aufnahme zu bestellen. Kaum war dieser Plan dem Halbidioten durch den Kopf geschossen, als er das Blatt auch schon in die Tasche steckte, Treppe und Straße hinabeilte, um bei Eröffnung der Expedition

einzutreffen. Er war anfangs verblüfft, als man ihm Geld abverlangte, faßte sich jedoch schneller, als es ihm sonst unter so schwierigen Verhältnissen möglich gewesen wäre, eilte nach Hause zurück, entnahm den verlangten Betrag aus der Geldtasche der schlafenden Schwester und erledigte so, bevor er die Bestellung bei Berner ausrichtete, die Angelegenheit zu seiner vollen Zufriedenheit. In Erwartung der angenehmen Ueberraschung, die er seiner Schwester bereitet habe, lachte er still in sich hinein und gelobte sich, von der Sache nichts verlauten zu lassen, bis sie sich selbst verriethe. —

Die Zeit, um Besuche zu empfangen, war beinahe herangerückt, als Mutter und Tochter sich erhoben und, Kaffeetassen in der Hand, vor den Spiegel stürzten, um ihre Toilette hastig zu beginnen. Sie drängten sich gegenseitig fort, oder stellten sich auf die Zehen und guckten Eine über der Andren Schulter, um jedem Löckchen, Fältchen und Bändchen die Lage zu geben, welche der „Bazar" gestern vorgeschrieben hatte.

„Ob er wohl an Deinen Geburtstag denken wird?" begann dabei Frau Malwine das Gespräch. Sie meinte jetzt kaum einen Andern, als den Baron von Schaum. Fräulein Bertha hatte gewiß keinen Anderen im Sinne, als sie traurig antwortete, er wisse ja nichts davon.

Aber Frau Malwine hatte auch dafür gesorgt; dennoch behauptete sie, seine Ahnung werde es ihm sagen, oder er werde es auf die eine oder die andere Weise erfahren haben. Dann lenkte sich das Gespräch auch auf Berner, und man wunderte sich, daß er noch nicht hier wäre, oder wenigstens von sich hätte hören lassen. Es ließ sich voraussehen, daß er für das hübsche Täschchen, daß Bertha mit großem Aufwand von Mühe „selbst gearbeitet," das aus der Werkstatt pünktlich abgeliefert und früh genug an den Ort seiner Bestimmung befördert war, ein Gegengeschenk darbieten werde, aus dem sich entnehmen ließe, inwiefern seine Liebe mit der des Herrn Schaum auch nur wetteifere. Man legte auf solche Aufmerksamkeit eines „Anbeters" um so höheren Werth, als die Familie solcher

Feste seit ihrem Falle kaum gedacht und sie auch früherhin lediglich durch Ueberreichung von so und so viel Thalerstücken gefeiert hatte.

„Ob er schicken oder selbst bringen wird?“ — Diese Frage war zuerst zu erledigen. Man entschied sich für die Annahme, er werde selbst erscheinen; demnächst folgte die Erwägung, was er wohl bieten werde, und hier ergab sich für Muthmaßungen ein weites Feld.

Man unterbrach die Toilette. Man setzte sich und begann zu disputiren. Frau Mama vermuthete so etwas von einer schönen goldenen Uhr mit einer schweren goldenen Kette, so etwas recht „Gediegenes.“ Fräulein Bertha hätte lieber ein Halsband gehabt, etwa einen jener goldenen Stricke, woran irgend Jemand goldbekapselt in effigie gehenkt ist. „Oder ein schönes goldenes Armband,“ muthmaßte Frau Schäfer weiter. Dergleichen hatte Fräulein Bertha ohnehin genug; aber wenn es ein recht schweres wäre, mochte es hingehen; es wäre ja doch immer Gold und behielte seinen Werth. Im Ganzen genommen,

hätte Fräulein Bertha lieber einen Brillantschmuck gehabt.

Frau Malwine jubelte. „Einen Brillantschmuck! — Ja wenn er einen Brillantschmuck schickt, so kannst Du Dich besinnen, ob Du nicht ihn am Ende doch lieber nimmst, als den Baron. Er hat Dich ja rasend lieb, und wenn er vorgestern sich anders gegen Dich benahm, so war dabei nichts als Eifersucht auf den Baron im Spiele. Sieh zu, ob er nicht etwas recht Werthvolles bringen wird. Man muß die Menschen an ihren Früchten erkennen.“

Bertha wollte nichts davon wissen. Der Baron liebte sie viel zu aufrichtig, um sich jemals zur Trennung von ihr zu entschließen. Lieber thäte er sich ein Leid an. Was sie persönlich anging, so war ihr der „Baron“ doch lieber als selbst ein Brillantschmuck.

Freilich war der Baron auch nach Frau Malwinens Urtheil ein ganz anderer Mann; aber wozu soll man sich die Auswahl abschneiden? Der Berner wird am Ende *wirklich* einen Brillantschmuck schicken, und dann wird Bertha doch unsicher werden.

„Einen Brillantschmuck!" jauchzte das Fräulein und hüpfte umher. „Aber vollständig muß er sein," setzte sie vorsichtig hinzu, „sonst mag ich ihn nicht."

Die Mutter meinte, wenn auch nicht gerade Brillanten; — andere hübsche Steine wären auch nicht zu verachten; Smaragden sogar noch werthvoller. Aber das Fräulein wollte nichts Grünes tragen; sie bestand auf Brillanten und zog sich den brüderlichen Vorwurf Emils zu, daß sie nie zufrieden wäre. Die Mutter mochte noch so eindringlich darauf hindeuten, wie herrlich unter anderen auch die blauen Steine der Geliebten des Baron Goldschild wären — Bertha begriff die Mutter nicht. Wenn sie doch nun einmal Brillanten wollte — wozu ihr dann widersprechen und zn etwas Anderem rathen! —

Bertha war nach der Mutter berechtigtem Urtheil ein eigensinniges Ding. Zuletzt aber war die Frau Mama auch mit Brillanten zufrieden, die sie dann auf der nächsten Abendgesellschaft bei einem Bonbonfabrikanten ihrer näheren Bekanntschaft anzulegen beabsichtigte.

Darob wurde nun Fräulein Bertha aber hochroth und so zornig, daß sie im heftigen Umdrehen des Kopfes den erst halb festgesteckten Haarwulst fortschleuderte.

„Meine Brillanten willst Du tragen, die ich von meinem Bräutigam bekommen habe? Das kann doch nur Dein Scherz sein!“

„Du wirst Deiner Mutter doch nicht verwehren . . .“

„Meine Brillanten! Wo denkst Du hin!“

„Deine Brillanten sind meine Brillanten; Du hast gar nichts — weißt Du das?“

„Meine Brillanten! Das wollt' ich doch sehen!“

„Und ich sage, ich lege Deine Brillanten an.“

„Und ich sage, Du legst meine Brillanten nicht an.“

Dem heftigen Streite, bei welchem große Gummikämme geschwungen wurden, machte das Schellen der Corridorglocke ein Ende. Mutter und Tochter schlossen Frieden unter Vermittelung der Großmacht Neugier,

und konnten Emil nicht hurtig genug zur Thür hinausschieben.

Emil ließ Julianens possierlichen Groom herein, der diesmal mit großer, glimmender Cigarre auftrat. Bertha kam jeder Bestellung zuvor. „Hier bin ich schon,“ rief sie, „gieb nur her!“

Franz sah sie groß an und erklärte, er habe keine Brüderschaft mit ihr getrunken und heiße Franz Luchs. So übergab er das Kästchen, das Bertha lachend herauswickeln wollte und vor fieberhafter Hast nicht konnte. Unterdessen bestellte Franz von Seiten des Herrn Berner, derselbe werde übrigens in den nächsten Stunden selbst das Vergnügen haben, und Bertha erwiderte mit dem freundlichsten, aufrichtigsten und tiefgefühltesten Dank, sowie dem herzlichsten, innigsten und ehrerbietigsten Gruße.

„Sagen Sie nur, Herr Franz Luchs,“ fügte Frau Malwine in bester Laune hinzu, er werde uns sehr, *sehr* willkommen sein, und bitten Sie ihn, er möchte sich gefälligst so einrichten, daß er uns die

Ehre erweisen kann, mit uns zu speisen, und des Abends vielleicht ins Theater."

Franz rauchte zwanglos. Die Damen fanden das zwar unverschämt, ließen es jedoch in ihrer Freude zu. „Das wird nicht angehen," antwortete der Groom überlegsam: „Der Herr Berner ist zum Mittagessen schon versagt."

„Nun, dann zum Souper." — Franz wollte das bestellen. Frau Malwine schickte sich an, ein Trinkgeld zu geben, brachte es aber nicht schnell genug zu Stande. Franz dankte ihr und drehte sich kurz um. „Ein impertinenter Bursche," meinte Frau Malwine; „aber wie der Herr, so der Knecht." Dann mahnte sie ihre Tochter, welche zur feierlichen Handlung erst volle Toilette haben wollte, das Kästchen endlich zu öffnen.

Dem Fräulein Bertha gelang es nunmehr, Band und Hülle zu beseitigen. Das Aeußere des Kästchens schien auf den flüchtigen Blick hin etwas zu versprechen. Bertha machte eine Ceremonie aus der Eröffnung. Frau Malwine stand, weit vergebeugt, den

Rest ihres Haares in einen ärmlichen Zopf flechtend, die Augenbrauen hochgezogen da. Bruder Emil, in ausgewachsenem Knabenanzuge nebst Lederpantoffeln, unterbrach sich in häuslichen Beschäftigungen, lehnte sich auf den Stiel eines Besens und starrte das Kästchen an. Bertha empfand, es wäre noch eine von den fünfundfünfzig Nadeln anzudrücken, mit welchen sie den bessern Theil ihres Hauptthaares festhielt. Dann legte sie Hand an das Kästchen — noch ein kurzes Besinnen — ein glänzender Blick ringsum — der Deckel flog auf . . .

Nie hat eine Rose, vollkommen gebildet und duftig wie diese, menschlichen Gemüthern ähnliches Entsetzen geschaffen.

Vor diesem Anblick erlosch alle Freude, die eben noch die Augen durchsprühte. Die untern Kinnladen der Damen senkten sich schlaff herab und zogen die Gesichter in bedenkliche Länge. Erdfahle Höhlen vertieften sich überall, wo sonst rosige oder geschminkte Grübchen waren, und die Augen rollten von dem

Gegenstande des Entsetzens langsam ab und befragten einander mit hoffnungslosem Jammer.

„Was — Was?“ — Kaum soviel brachten die beiden Damen heraus, und das klang heiser, keineswegs wie ein Fragewort, vielmehr wie ein ungegliederter Naturlaut, in welchem das Uebermaß des Entsetzens sich zur Erleichterung des gepreßten Herzens Bahn bricht.

Bruder Emil freilich, Idiot wie er war, nahm jenes „Was?“ einfach grammatisch und beantwortete die Frage sachgemäß dahin, daß es eine Rose wäre. Er löste so den Zauber, mit welchem der Anblick des Unglaublichen und Unfaßlichen die Glieder der beiden Damen gebunden hielt.

„Nichts als eine Rose?“ stammelte Fräulein Bertha.

„Abscheulich!“ setzte die Mutter hinzu und der Auszug aller Verachtung, eine wahre Latwerge von Geringschätzung, lag auf ihrer Zunge und verbitterte Worte und Antlitz.

Wiederum verstand Bruder Emil diese Bezeichnung nicht. Er war von den drei Betrachtenden der Einzige, welcher die Rose schön fand und bemerkte, daß sie das Zimmer mit lieblichem Duft erfüllte. Freilich legte auch er keinen Werth darauf, sondern fuhr in seiner häuslichen Verrichtung fort und rasselte viel mit dem Besen, wie die Damen, die nunmehr zu sich kamen, mit Worten.

Fräulein Bertha erklärte händeringend, ihr wäre zu Muthe, als müßte sie in die Erde sinken; die Frau Mama jedoch schöpfte neue Hoffnung aus dem Brunnen der Verzweiflung und vermuthete, daß im Moose etwas verborgen wäre. Kaum gesagt, so durchwühlten vier Hände das Kästchen, streuten Rosenblätter und Moos auf den Tisch umher, fanden nichts, warfen abermals und dreifach durcheinander, was schon durchsucht war . . . „Schüttle tüchtig!“ rief ein über das andere Mal Frau Malwine, und immer heftiger, je mehr auch diese Hoffnung schwand. Zuletzt sollte das Kästchen einen doppelten Boden haben; allein es bedurfte kaum gründlicher Prüfung, um auch dieses letzte

Flämmchen von Hoffnung auszutilgen: — Nichts war da — aber auch gar nichts.

Dies Verfahren schien unverantwortlich, ganz unwürdig, höchst unanständig; und nachdem der lexicalische Vorrath ähnlicher Bezeichnungen erschöpft war, gab es für Berners Betragen keinen Ausdruck. Entschieden war nur, daß er ein Verräther sei; ferner, daß Fräulein Bertha sehr leichtsinnig gehandelt habe, sich mit einem solchen Herrn einzulassen, und daß diese, wie sie nun zu spät einsah, sich die herbsten Selbstvorwürfe machen müsse. Berner war entweder ein ganz armer Schelm, oder ein verächtlicher Knicker, der im ersten Falle nicht die Mittel habe, oder es sich andernfalls nicht abgewinnen könne, empfangene Gaben anständig zu erwidern. Daß er wirklich ein Landgut besitzen sollte, schien durchaus zweifelhaft. Es war kein wahres Wort daran; denn wie käme ein Gutsbesitzer dazu, im Augenblicke der Entscheidung eine Rose zu schenken! Eine Rose! Mamsell Ernestine konnte viel schönere machen. Eine Rose! Was war damit anzufangen? Nach sechs Wochen

hatte man ganze Gärten voll, kaufte man einen prächtigen Strauß für zehn Groschen, und noch dazu auf Draht! —

Fräulein Bertha war außer sich. Sie hielt die bereits verletzte Rose am Stengel und quirlte sie zwischen Daumen und Zeigefinger, daß die schönen Blätter umherflogen. Dann zerbrach sie, die zornblassen Lippen zusammengekniffen, die edle Blume und streute den Rest der Blätter umher, strich das funkelnde Moos wie Unreinigkeit vom Tische herab und überließ es dem Besen des Bruders.

Berner soll nur kommen! Sie will ihn vernichten. Mit einem Wort will sie ihn durchbohren. Und wenn er vor ihr auf den Knieen läge, sie nimmt nun keinen andren als den Baron. Wegstoßen will sie ihn und mit einem Tone, der ihm durch Mark und Bein dringen wird, ihm sagen: „Stehen Sie auf, Verräther, und wagen Sie nicht, auch nur mit einem Gedanken an mich zu denken! Ich bin die Braut des Herrn Baron Roderich von Schaum.“

So tobte man noch eine Zeitlang, ohne daß indessen die Sorgfalt der Toilette darüber etwas einbüßte.

Endlich meldete sich Besuch durch die Schelle. Das konnte niemand anders sein, als der Wolf, den man genannt hatte. Man ließ ihn eine Zeit lang schellen, man übereilte das Ende der Toilette, daß während der folgenden Auftritte überall Löckchen herabfielen, Nesteleien sich löſten. Man begab sich endlich in das „gute Zimmer“ und nahm in rothen Sammtstühlen Stellung, um den Verräther mit niederschmetternder Würde zu empfangen. Man wollte sich bei seinem Eintritt nicht erheben, und ihm erst nach langer Zeit, etwa wenn er Anstalt machte zu gehen, einen Stuhl anbieten. Er sollte erfahren, mit wem er es zu thun habe.

Erst als man sämmtliche Bausche der Gewänder in imposante Lage gezupft, und die Häupter mit Hoheit zurückgeworfen, gab man Emil den Auftrag, zu öffnen, und bald darauf trat mit gewöhnlichem Enthusiasmus Herr Schaum ins Zimmer.

Die Damen waren fast erzürnt. Ihrer Anordnung zufolge hätte jetzt kein Anderer erscheinen dürfen als Herr Berner, und daß in dem Augenblicke, als sie ihrem Zorne schon „Feuer" commandirten, Herr Schaum erschien, den sie nicht anders als mit Süßigkeiten bombardiren wollten, und für den man daher ganz andere Mienen, Stellungen und Gewandbauschungen anzunehmen hatte, das that der Freundlichkeit nicht wenig Abbruch, mit der man sich nun gezwungen fühlte, ihn zu begrüßen. Indessen war der Schwung noch ziemlich begeistert, mit dem Fräulein Bertha auf ihn zustürzte, sobald er seinen Morgengruß declamirt hatte; und die Verwunderung, mit der Frau Malwine ausrief: „Ah — Sie sind es, Herr Barön!" — gestaltete sich noch so ziemlich verbindlich; und dann erholte man sich unter Ausrufen wie „theurer Baron" und „verehrtester Herr Baron!" bis zu solcher Unbefangenheit, daß Herr Schaum sich überzeugte, das erwählte Fräulein habe seit der Stunde des Scheidens gestern Abend keinen andern Gedanken gehabt, als nur an ihn, den Erwählten.

Emil war, unter Mitnahme häuslicher Geräthschaften und im Bewußtsein voller Berechtigung als Familienmitglied, dem Herrn Baron in das gute Zimmer gefolgt. Herrn Schaums Auge haftete etwas ungewiß an ihm, während er Zweifel äußerte, ob er auch wohl nicht zu früh käme; aber seine Ungeduld . . .

Jetzt erst hatte man sich soweit gefaßt, um den bestäubten Bruder sammt seinem Besen hinauszuweisen. Mit verständnißvollem Grinsen leistete er dem Befehl Folge.

„Meine Ungeduld trieb mich, mein Fräulein" — so vollendete nunmehr Herr Schaum den angefangenen Satz — „Ihnen zu Ihrem Geburtstag meinen innigsten Glückwunsch darzubringen."

„Sie wissen, daß heute mein Geburtstag ist?" fragte Fräulein Bertha mit strahlendem Antlitz.

Herr Schaum sah Frau Malwinen an, welche ihm zublinkte, er möge sie nicht verrathen; denn sie hätte ihre Tochter nie und nimmer als mitschuldig erscheinen lassen.

Der feurige Liebhaber versuchte demnach zuerst glaubwürdig zu machen, sein feines, durch innigste Verehrung geschärftes Ahnungsvermögen hätte ihm auch hier das Richtige offenbart, und als er bei dem Fräulein, so geschmeichelt sie sich fühlte, nur auf eine sehr behutsame Glaubenskraft stieß, erwiderte er, wie man durch die Polizei, mit der er weitgreifende Verbindung habe, Alles erfahren könne. Jedenfalls dürfte Fräulein Bertha aus dem Umstande, daß er ihren Geburtstag wisse, entnehmen, wie zart und lebhaft sein Antheil für sie wäre.

Ja freilich! Nach Frau Malwinens Urtheil war der Herr Baron ein ganz anderer Mann, und Fräulein Bertha sagte ihm ihren innigsten Dank.

„Möge der Himmel Ihnen alle Wünsche erfüllen!" declamirte Schaum weiter, und hundert zarte Andeutungen funkelten von seinem Auge durch die goldgeränderten Gläser des Zwickers: „Alle Wünsche, die Sie still im verschwiegenen Busen hegen! Und möge es Ihnen schon von heute an vergönnt sein,

an der Hand eines geliebten Mannes durch die Blumenflur des Lebens zu wandeln!"

„Sie sprechen so schön, so gewählt!" bemerkte Frau Malwine, „und so neue Gedanken, die noch kein Mensch gedacht hat."

Fräulein Bertha konnte dem geliebten Baron nichts Anderes sagen, als daß alles Glück, das er ihr zum heutigen Tage wünsche, ihm gleichfalls vom heutigen Tage an zu Theil werden möchte.

Aber nicht leere Worte allein wollte Herr Schaum dem angebeteten Fräulein darbringen. Er zog ein Papier hervor und veranlaßte dadurch Frau Malwine zu der zart ablehnenden Aeußerung: „Ach, das ist ja zu viel, Herr Baron!" Dieser aber wollte auch durch die That beweisen, wie sehr sein Inneres von den Wünschen für das Glück des Fräuleins durchglüht sei. „Zum Beweise dessen," sprach er im feierlichsten Tone, „empfangen Sie von meiner Hand — dies Gedicht, mit dem meine Muse mich in der ersten Stunde dieses heiligen Morgens beschenkt hat."

Mutter und Tochter sahen sich enttäuscht an, und hätte Herrn Schaums Gegenwart ihnen nicht Zwang auferlegt, muthmaßlich hätte das Gedicht an ihnen dieselben Symptome der Verzweiflung hervorgebracht, wie vorhin Berners Rose. Unter gegenwärtigen Umständen aber war Frau Malwine zufrieden, in sich hinein seufzen zu können: „Der schenkt, was er selbst geschenkt bekommen hat!“ und Fräulein Bertha dankte dem Herrn Baron in dem kältesten Tone, in welchen sie die höchste Verbindlichkeit zu legen vermochte.

Dann gab sich Frau Malwine den Anschein, als wollte sie von dem vorliegenden Gegenstande absehen und erinnerte an Herrn Berner.

„Ach dieser lächerliche Mensch!“ unterbrach Schaum; denn er wußte: Will ein Widersacher sich im Streit mit uns durchaus nicht lächerlich machen, so braucht man ihn nur für lächerlich zu erklären, und er wird sofort einer Menge von Leuten so erscheinen.

„Nicht nur ein lächerlicher Mensch!" rief Frau Malwine: — „Er ist ein Knicker, ein Geizhals, ein Mensch ohne alles Zartgefühl! — Meine Tochter schickt ihm, da er doch nun einmal mit uns befreundet ist und sich um Bertha sehr bemüht hat, zum Geburtstage ein allerliebstes Geschenk, eine Tasche zu Visitenkarten, wunderschön!"

„Mit offener Seide auf Papiercanevas mit rosa Atlas gefuttert, drei Rosen, eine weiße, eine blaßrothe, eine dunkelrothe," so ergänzte die Tochter, und Frau Malwine vervollständigte diese Angaben dahin, daß Ledertäschchen und Arbeitslohn beinahe drei Thaler gekostet hätten: „Eine Kleinigkeit — mein Gott, ja! — Und man ist ja auch nicht so gestellt, um sich auf Gegengeschenke zu verspitzen, indessen . . ."

„Indessen war es doch eine Aufmerksamkeit, größer als er sie verdient hat!" warf Herr Schaum dazwischen.

„Es war die beste Tasche, die ich fand," fügte Fräulein Bertha hinzu.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Und was denken Sie, daß er dafür schickt?“ rief Frau Malwine.

„Nun er wird doch gewußt haben, wie man solch ein allerliebstes Geschenk erwidert?“

„Er sollte es wissen!“ hohnlachte Fräulein Bertha: „Eine Rose schickte er mir!“

Schaum war verwirrt. Auch er vermochte nicht sogleich zu begreifen, warum eine Rose als unzureichendes Gegengeschenk für ein Kartentäschchen anzusehen sei, und wußte nicht, wie er angemessen zu antworten hätte. „Der Unverschämte!“ sagte er gleichwohl: „Für drei Rosen nur eine! — Und Ihnen das Sinnbild der Liebe zu schicken, nachdem Sie ihm doch deutlich gezeigt haben, daß er vor mir zurücktreten müsse!“

Fräulein Bertha verabscheute jenen Herrn aus tiefster Seele, und Herr Schaum fühlte sich bei all' diesen Aeußerungen von Abscheu gegen den unfreigebigen Berner ein wenig mitgetroffen. Er empfand, auch in dieser Beziehung habe er einem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, und wenn ihm einfiel, daß sein

Gedicht dazu vielleicht nicht hinreiche, zumal Fräulein Bertha es bisher keines Blickes gewürdigt hatte, so war das für ihn ein nicht geringer Aufwand an Selbsterkenntniß. — Aber was sollte er geben? Hätte die Sparsamkeit, zu der er in diesen Zeitläuften verurtheilt war, ihm auch allenfalls den Ankauf einer nennenswerthen Gabe gestattet, so war sie doch nicht in diesem Augenblicke zur Stelle, wo sie wirken sollte. Da fiel sein Blick auf den Ring, den Herr Silbersohn ihm geliefert. Unschlüssig sah er bald ihn, bald die Damen an, endlich faßte er sich ein Herz und besiegte die Bangigkeit vor seinem Gläubiger.

„Ich denke auch in dieser Beziehung edler als Herr Berner," so begann er. „Als ich früh erwachte, da dachte ich so recht innig bei mir nach, was mir auf Erden, außer einem gewissen reizenden Wesen, das Werthvollste wäre, und diesen Gegenstand wollte ich Ihnen, mein Fräulein, zu Ihrem Geburtstage verehren."

Die Gesichter der Damen erhellten sich.

„Meine Gedanken fielen auf diesen Ring.“

Die Gesichter der Damen leuchteten in Verklärung, und ein helltöniges, einstimmiges Ach! jauchzte von ihren Lippen.

„Es ist dies ein altes Erbstück in unserer Familie,“ fuhr Schaum fort. „Deshalb ist der Ring mir das theuerste aller irdischen Kleinode, wenn auch sein materieller Werth nicht so gar hoch anzuschlagen ist.“

Frau Malwine fand im Gegentheil, daß es schon ein ganz hübscher Ring wäre.

„Aber ich dachte,“ fuhr Schaum fort, „ es käme ja auch auf den materiellen Werth nicht an. Denn wollte ich auf diesen sehen, so wäre ja selbst eine Million, und sollte ich sie einem Könige mit Gefahr meines Lebens stehlen, nicht genug, Ihnen, mein Fräulein, zu Füßen gelegt zu werden, die Sie ja selbst mit den Gütern dieser Erde so reich gesegnet sind.“

Fräulein Bertha schlug die Augen nieder.

„Nun habe ich mir gelobt, und es ist Sitte in meiner Familie, daß dieser Ring nur der Braut in der Stunde der Trauung geschenkt werden darf; und so habe ich denn diesen Ring für die Stunde bestimmt —“

Das Fräulein, welches auf diese Weise ein Geschenk empfangen und doch nicht empfangen hatte, wußte ihren Dank nicht sogleich in die angemessene Form zu kleiden. Frau Malwine riß sie aus aller Verlegenheit, indem sie den Himmel mit erhobenen Händen anflehte, daß jene Stunde recht bald erscheinen möge.

Siebentes Capitel.

Die späteste Stunde, die für Glückwünsche noch geeignet erschien, war herbeigekommen, und die Damen blickten immer ungeduldiger nach der Thür. Berner kam endlich, und sobald man ihn auf dem Corridor hörte, wies Frau Malwine ihrer Tochter und dem Herrn Baron die Plätze an, von dem aus der Empfang sich recht sinnverwirrend gestalten sollte. Herr Schaum mahnte eindringlich, ihn zu empfangen, wie es ihm zukäme, und Frau Malwine gab zurück, er möchte nur getrost sie dafür sorgen lassen. —

Berner, durch Emil eingelassen, erschien und grüßte. Man erhob sich nicht und nickte kaum mit dem Kopfe.

„Sie scheinen an diesem fröhlichen Tage in einer ziemlich düsteren Stimmung. Ich komme, um Ihnen, mein Fräulein, zu Ihrem Geburtstage Glück zu wünschen.“ — Die Beglückwünschte neigte vornehm das oberste Drittel ihres Körpers.

„Wollen Sie schon ab — reisen?“ fragte mit gedehntem Ton Frau Malwine, als wäre das Gähnen ihr nahe.

„Das ist aber Schade, mein Lieber!“ höhnte Schaum; „man sieht Sie hier über alle Maßen gern.“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte Berner ruhig, „daß die Damen Jemand bedürfen, der zu diesen lebenden Bildern den erläuternden Text giebt. Darf ich fragen, Frau Schäfer, was vorgefallen ist, um ein Benehmen zu rechtfertigen, das Ihrem früheren so völlig entgegengesetzt ist?“

„Mit der Zeit kann sich vieles ändern,“ sagte die Angeredete im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Ausspruchs.

„Ja wohl,“ fügte Bertha einstimmend in die

Tonart ihrer Mutter hinzu, „und man täuscht sich mitunter in den Persönlichkeiten.“

„Gewisse Leute thun,“ sang Frau Malwine weiter, „als ob sie sich — wer weiß wie warm! für gewisse Leute interessirten . . .“

„Ja, und wenn es darauf ankommt, es durch die That zu beweisen,“ seufzte Fräulein Tochter, „so erkennt man erst, wie bitter man getäuscht worden ist.“

Berner näherte sich dem Fräulein und sprach leise zu ihr, ohne jedoch sein Wort den übrigen Anwesenden vorzuenthalten: „Mein Fräulein, ich dächte, diese Angelegenheit wäre zu zart, um auch nur mit einem Worte aus der Verborgenheit des Innern hervorgezogen zu werden. Uebrigens bin ich mir nicht bewußt, Ihnen Grund zu einem gerechten Vorwurf gegeben zu haben.“

Was Frau Malwine auf ihrer Zunge präparirt hatte, das mußte ohne Rücksicht auf die Einwendungen Berners über die Lippen. „Ja,“ sagte sie, „und gewisse Leute spiegeln einem allerlei schöne Dinge vor, von Rittergütern und glänzenden Verhältnissen“ —

hier räusperte sich Schaum — „und wenn man genauer zusieht, so ist nichts da, gar nichts.“

„Und man muß sich noch selbst Vorwürfe machen,“ so schloß Fräulein Bertha, „daß man sich eine Zeit lang hat täuschen lassen.“

„Ich versichere Sie, meine Damen,“ antwortete Berner, „daß ich von allen Ihren Aeußerungen nicht eine verstehe, am wenigsten auf mich beziehe. Ihre Vorwürfe sind auch zu sehr aus der Tiefe geholt, als daß sie auf mich anwendbar wären.“

Mutter und Tochter fuhren aus Lehnstuhl und Hoheit heraus. „Was? Wir stehen zu tief?“ Eines von Frau Malwinens vielverschlungenen Zöpfchen begann mit der schwarzen Haarnadel zu schlenkern; von des Fräuleins Busen ließ der Haken der Broche los, und das goldene Schild fiel schief nach der rechten Schulter zu. — „Wir stehen zu tief?“ fragten Beide in opernhaftem Duett, und dann fuhr Fräulein Bertha mit thränenschwerer Stimme fort: „Ich denke, Sie sind sonst, so lange wir uns kennen, anderer Ansicht gewesen.“

Herr Schaum trat ritterlich für seine Damen ein. „Erlauben Sie, mein Lieber!“ sprach er, sich hoch aufrichtend und die Hand ausstreckend, wie ein römischer Kaiser: „Sie sollten Ihre Ausdrücke an diesem Orte mäßigen.“

„Mein Herr,“ erwiderte Berner gelassen, „Ihre Anrede enthält Schmeichelei. Sie beweist, wie sehr Sie überzeugt sind, daß ich an diesem Orte Ihnen nicht nach Verdienst erwidern werde.“

Bertha trat ihrem muthmaßlichen Verlobten streitbar zur Seite und ersuchte auch ihrerseits Herrn Berner, seine Ausdrücke dem Herrn Baron gegenüber zu mäßigen, der sich „sehr schön“ gegen sie benommen habe. Frau Malwine fügte hinzu, derselbe stände ihnen näher, als Herr Berner wahrscheinlich dächte.

„So — das ist etwas Anderes!“ rief Berner, „da komme ich wohl in die angenehme Lage, mein Fräulein, Ihnen zu meinem ersten Glückwunsche sogleich einen wichtigeren hinzuzufügen. Das will ich denn hiermit gethan haben.“

„Die Wuth, daß er mir weichen muß!“ raunte Schaum seiner künftigen Schwiegermutter zähnefletschend zu, obwohl ein unbefangener Beobachter davon nicht das Geringste an Berner bemerkt hätte.

„Wenn Sie mir bewiesen hätten, daß Sie mir aufrichtig gesinnt wären,“ so weinte Fräulein Bertha mit einer einzigen schönen Thräne, „dann würde ich Ihnen für Ihre Glückwünsche danken; so aber vermag ich's nicht.“

Nunmehr trat Berner dicht an Bertha heran und sprach ausschließlich zu ihr: „Mein Fräulein, Sie zwingen mich, Ihnen ein Wort zu sagen, das Sie sonst nimmermehr von mir gehört hätten. In der That, ich trug mich eine kurze Zeit mit der Absicht, Ihnen näher zu stehen.“

„Also nur eine kurze Zeit! Sehr schön!“

„Ich bitte Sie, Fräulein, mich ohne bittere Unterbrechung anzuhören. Ich gab meine Absicht auf, weil es mein Grundsatz ist, keine reiche Frau, oder eine, die auf Reichthum Werth legt, zu nehmen. Dieser Grundsatz mag ungewöhnlich sein, indessen er gehört

einmal zu meiner Persönlichkeit. Ich mußte mich von Ihnen zurückziehen, weil ich einsah, daß ich nicht erlesen wäre, Ihnen mit dem, was mein ist, ein Glück zu bereiten!"

„Aber wollen Sie nicht lauter sprechen?" unterbrach hier auf Schaums Anstiften Frau Malwine: „Was Sie meiner Tochter zu sagen haben, darf Jeder hören!"

Und Herr Schaum, dem es wohlthat, an einem Widersacher, dem hier kein Vertheidiger zur Seite stand sein Müthchen zu kühlen, schnarrte vornehm dazu, es wäre nicht Sitte in der guten Gesellschaft, in Andrer Gegenwart mit einer Dame zu flüstern.

Berner drehte sich halb nach ihm um. „Ich wünschte, mein Herr, Sie hätten von den Sitten Ihrer guten Gesellschaft so viel angenommen, um dergleichen Wahrheiten hinter meinem Rücken und nicht mir ins Gesicht auszusprechen. Uebrigens redete ich zu Ihrem Vortheil. Ich kam hierher, um durch einen freundlichen Abschied unserer Bekanntschaft ein

beruhigendes Ende zu geben und so wenigstens ein wohlthuendes Andenken möglich zu machen."

„So?" weinte Bertha mit einer zweiten und letzten Thräne; „mir hinterlassen Sie gar kein Andenken."

„Ich schätze Sie glücklich," antwortete Berner, „wenn Sie diese Zeit aus Ihrem Gedächtnisse zu tilgen vermögen. Ich muß leider eingestehen, daß ich eine unbehagliche Erinnerung an dieselbe mitnehme. Leben Sie wohl, mein Fräulein." —

Schließlich wandte er sich an Mutter und Verlobten: „Ich habe dem Fräulein jetzt Alles gesagt, was ich zu sagen hatte, und weit mehr, als ich beabsichtigte. Es bleibt mir nur übrig, Frau Schäfer, auch von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Wollen Sie schon —?" sang Frau Schäfer; und Berner verließ nach kurzer Verbeugung das Zimmer.

Herr Schaum fand es unbegreiflich, unfaßbar, unaussprechlich, mit wie frecher Stirn jener Mensch auftrete. Dann fühlte er sich gedrungen, den Damen seine Anerkennung darüber zu zollen, daß sie ihm in

der geziemenden, der einzig angemessenen Weise entgegen getreten seien.

Nunmehr forderte die Mutter ihre Tochter auf, zu berichten, was Herr Berner ihr insgeheim gesagt, und wenn schon vor Herrn Schaum kein Geheimniß obwalten konnte, so hielt es Fräulein Bertha doch für gerathen, der Mutter ganz leise mitzutheilen: „Denke Dir, er will mich nur deshalb nicht, weil er glaubt, ich bin reich.“

„Laß Dir doch solche Dinge nicht einbilden!“ lachte die Frau Mama, und fragte Herrn Schaum laut, ob er sich so etwas vorstellen könne.

„Was, gnädige Frau?“

„Daß ein Mann ein Mädchen verschmäht, weil sie reich ist?“

„Das kommt allerdings sehr selten vor,“ erklärte Herr Schaum: „Der Reichthum ist zwar nicht die Hauptsache; aber wer die Vorzüge einer liebenswürdigen Dame“ — wie Fräulein Bertha, gab er zu verstehen — „erkannt hat, wird doch unmöglich . . .“

„Es ist ja ein Wahnsinn!“ entschied endgiltig

Malwine. „Dieser Mensch, dieser Berner hat von uns, wie Sie gesehen haben, einen Korb erhalten, und nun thut er, als wäre er derjenige gewesen, der sich zurückgezogen; und da natürlich kein anderer Grund dafür anzugeben ist, schützt er den abgeschmacktesten vor, dessen er in der Eile habhaft werden kann."

Auch Schaum fand den angegebenen Grund über alle Begriffe lächerlich. Er erkannte darin die Ueberhebung eines Heuchlers, der besser erscheinen wollte, denn alle Welt.

„Sehr richtig bemerkt, sehr treffend! Ach, Baron, was Sie für ein Mann sind!"

„Sie sind außerordentlich anerkennend, meine gnädige Frau. Und da Sie trotz unserer erst so kurzen Bekanntschaft . . ." hier stockte Herr Schaum und warf einen Blick auf Bertha.

Die Frau Mutter befahl ihrer Tochter, doch einmal hinauszugehen, und als diese mit jungfräulichem Erröthen gehorchte, nahm Herr Schaum wieder sein feierliches Wort:

„Sie haben meine Gedanken errathen, gnädigste Frau, indem Sie das Fräulein in so zarter Weise auf einen Augenblick entfernten. Sie ahnten, daß ich Ihnen ein Wort zu sagen habe, das — ein doppeltes Lebensglück begründen soll.“

„Fassen Sie Muth, lieber Baron. Was wollen Sie mir sagen?“

„Gnädige Frau, ich habe schon in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft Sie, gnädigste Frau, und Ihr Fräulein Tochter in einer Weise schätzen gelernt, und ich darf wohl sagen, ich hege als Mensch und als Dichter ein so tiefes Gefühl der Zuneigung für Ihr Fräulein Tochter, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als Ihnen für das ganze Leben näher zu stehen.“

„Theurer Baron!“ erwiderte Frau Malwine ehrbar und in ganz gebräuchlicher Weise: „Sie ehren uns durch diesen Antrag. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich das Alles schon längst habe kommen sehen, und daß Ihr Antrag mich durchaus nicht überrascht.“

„Und Sie willigen ein, meine gnädige Frau? Sie willigen ein?"

„Wie können Sie zweifeln, verehrter Baron!" — Somit ging Frau Malwine nach der Seitenthür, um ihre Tochter wieder herbeizurufen, welche unterdessen in sicherer Ahnung dessen, was im Nebenzimmer verhandelt wurde, ihrem Bruder um den Hals gefallen und mit ihm einige Mal auf und ab galoppirt war. Sie trat jetzt, von Tanz und bräutlicher Scham erglühend, wieder vor Herrn Schaums liebestrahlendes Antlitz, und unmittelbar hinter ihr Emil in Livree.

Der feierliche Moment, die Braut aus den Händen der Mutter in Empfang zu nehmen, war gekommen. Der Herr Vater befand sich auf der Börse. —

„Der Herr Baron von Schaum wirbt um Deine Hand," redete Malwine ihre Tochter feierlich wie eine Orgel an. „Könntest Du Dich entschließen, ihn zu Deinem Gatten zu nehmen?"

„Von ganzem Herzen!" rief die glückliche Braut mit leuchtenden Augen, und mit ihren Armen breitete

sich ein rosafarbenes Meer von Grenadine aus, in welches die schwarze Gestalt des Herrn Schaum sich mit Entzücken stürzte: „Von ganzem Herzen! Es war ja schon gestern abgemacht!"

„Komm an mein Herz, liebe Braut!" Damit umarmte und küßte Herr Schaum seine Auserwählte.

„Kommen Sie an mein Herz, liebe Mutter!" Mit diesen Worten umfing er Frau Malwinen, ohne sie zu küssen.

„Ach was ist das für ein Glück!" rief die Mutter und — „Was ist das für ein Glück!" heulte Bruder Emil, wie ein mißtöniges Echo, warf sich Herrn Schaum um den Hals und schlenkerte, mit zappelnden Beinen an ihm hängend, seine Pantoffeln fort. Schaum fragte betroffen, was das zu bedeuten habe, und dem ersten bräutlichen Entzücken folgte eine Minute grausamer Verlegenheit.

Der abscheuliche Junge sollte augenblicklich zum Zimmer hinaus; aber er weinte vor Freude, daß ein Mann mit einem so schönen schwarzen Bart Bräutigam seiner Schwester Bertha sein sollte.

Die angebetete Braut wurde endlich von ihrem Verlobten zur Erklärung über das Benehmen ihres Dieners aufgefordert, und wohl oder übel — die Enthüllungen schritten unaufhaltsam vor.

„So will ich Ihnen denn offenbaren, lieber Sohn," begann Frau Malwine kleinlaut und demüthig, während die Schwester den Bruder hinausschob und draußen mit ihm in ein erbittertes Scharmützel verfiel: — „Es ist traurig; aber der Nichtsnutz von einem Jungen hat mich nun einmal gezwungen, Ihnen einzugestehen, was Sie über kurz oder lang doch hätten erfahren müssen. Es ist mein Sohn; aber von dem Vater ein wenig vernachläßigt. Und weil er zu nichts Anderem zu gebrauchen ist, und wir uns in unserer Häuslichkeit zu dieser Zeit etwas einschränken müssen, so ist Ihre Braut auf den Einfall gekommen, ihn einstweilen als Diener zu brauchen."

Herrn Schaum überlief es kalt und heiß. „Sehr ökonomisch!" stieß er zuletzt hervor.

„Nicht wahr?" — Ach ja, wir verstehen uns einzurichten. Meine Bertha versteht es im Kleinen;

sie wird es nun auch im Großen verstehen, zumal wir ja früher selbst ein großes Haus gemacht haben. Es wird Ihnen ein sehr wohlthuendes Gefühl sein, lieber Sohn, ein so liebenswürdiges, vortreffliches, wenn auch jetzt leider mit irdischen Gütern nicht gesegnetes Mädchen mit Ihrer herrlichen Person und Allem, was das Glück derselben hinzugefügt hat, glücklich zu machen. Sie haben sie richtig erkannt. Sie haben einen Schatz an ihr gewonnen. Ich bürge Ihnen dafür, daß sie Ihr Vermögen vortrefflich wird anzuwenden wissen."

Mehr Schweiß drang aus der Stirn des neuen Bräutigams. „Allerdings, allerdings," stammelte er, und brach dann mit der Frage hervor: „Wie viel gedenken Sie Ihrem Fräulein Tochter mitzugeben? — da nun doch einmal die Rede davon ist."

Frau Malwine trat einen Schritt zurück, wurde sehr blaß und hatte einen Ausdruck im Auge — so leer, daß Herr Schaum über den Inhalt der Schäfer'schen Geldschränke nicht mehr im Unklaren blieb. Er nahm den Hut. Er erinnerte sich, dringende Geschäfte

zu haben, und Frau Malwine hatte nicht den Muth, ihn zu Tische zu bitten.

Die verbindlichen Redensarten, unter denen man sich trennte, gehörten zu den verworrensten, die unmittelbar nach einem Verlöbniß in unserer modernen Gesellschaft gestottert wurden. Herr Schaum hastete beinahe besinnungslos von dannen und barg sein Haupt den Tag über auf schattigen Spazierwegen und in entlegenen Biergärten vor der Begegnung mit seinem Freunde Silbersohn.

Achtes Capitel.

Nachdem der Leser sich eine Zeitlang mit schlechtempfohlener Gesellschaft hat begnügen müssen, wie er denn täglich im Leben dazu gezwungen ist, wird es ihm eben so wie dem Berichterstatter wohlthun, in das Haus Döring und zu seinen Bewohnern einzukehren. —

Juliane war nach eines Landfräuleins Weise früh erwacht und schnell munter. Die Auffindung des Veilchens hatte auch in dieser zweiten Nacht ihre Träume kaleidoskopisch gestaltet, und im Augenblicke des Erwachens war es ihr, als zöge sie auf einer veilchenumkränzten Brautkutsche, gezogen von vier Schimmeln, welche Veilchensträuße am Kopfe trugen, durch eine Ehrenpforte von lauter Veilchenkränzen in

das Thor eines fremden Hauses, und sie glaubte den Mann zu kennen, dem es gehörte.

Kaum konnte sie die Stunde erwarten, da es angemessen wäre, das versprochene Buch an Berner zu schicken, um auf diesem Wege am Morgen seines Geburtstages seinen Gruß zu erhalten. Sie berechnete, die Taschenuhr in ihrer Kapsel vor sich, sorgfältig die Zeit, bis ihr Groom zurückgekehrt sein könnte, schalt im Stillen auf ihn, als er ausblieb, durchmaß in Gedanken den allerdings weiten Weg und ward sich bewußt, wie ihre Ungeduld den Weg zu kurz bemessen. Sie gab sich der Hoffnung hin, er werde ihr ein Wort senden, und der Befürchtung dann, es möchte wohl nur ein kühles Wort sein, etwa: „Ich lasse bestens danken", oder „Ich lasse mich dem Fräulein bestens empfehlen." Dächte er aber wie Juliane, und wüßte er, wie sie denkt, er nähme die Gelegenheit wahr und schriebe ein paar Zeilen. — Und er thut es auch! Er schreibt gewiß ein Wort, mit dem er deutlicher ausspricht, was er bereits ohne Worte,

und doch so deutlich gesagt hat! Deutlich und doch nicht ganz! Aber ich weiß ja, er liebt Julianen!" —

Aus diesen Gedanken störte sie das Kammermädchen auf, indem sie ein Paket überbrachte. Franz hatte nach ihrer Ansicht auf dem Wege Cigarren geraucht; denn er roch so stark nach Taback, daß er Furcht hatte, einzutreten.

Juliane war überrascht, ein Paket von Herrn Berner zu empfangen, ohne eine Bestellung dabei. Aber die war dem Päckchen vielleicht beigeschlossen. Sie öffnete es und ward leichenblaß.

Das theilnehmende Mädchen erbleichte mit dem geliebten Fräulein und fragte nach der Ursache. Juliane sah einen Augenblick starren Auges, als haschte sie einen Gedanken, vor sich hin. „Das ist hart!" sagte sie klanglos, und gleich darauf in Thränen ausbrechend, schlug sie die Hände vor das Antlitz und rief: „Das ist zu hart!"

Lisette blickte neugierig in die Papierhüllen, welche die Ursache dieses Jammers umschlossen und vermochte sich nicht zu überreden, daß dieses wundervolle goldene

Armband, das Entzücken jedes Kammermädchens und ähnlicher Staatsbürgerinnen, an dem Kummer des Fräuleins mitschuldig sein sollte.

Juliane befahl, Franz solle sogleich hereinkommen, und bewegte sich, bis er kam, heftig im Zimmer auf und ab. —

Was hatte diese Sendung zu bedeuten? — Arme Juliane! Alle ihre Hoffnungen waren vernichtet, ihre veilchenbekränzten Träume zerronnen. Sie hat ein Wort der Liebe erwartet, und er schickt ihr ein plumpes, gemeines Stück Gold. — Da wurde es klar, was er sagen wollte: Er hat Julianens wahre Verhältnisse erfahren oder ergründet. Die arme Juliane konnte sich auch gar zu schlecht verstellen; einzelne zufällige Aeußerungen mußten ihn, den Späher, aufklären. Er weiß, wer sie ist, und daß sie auf das Herz eines edlen Mannes keine Ansprüche erheben darf, weil ihr das Schicksal nur Reichthum als bescheiden Theil zuwies. Er hat Julianen durchschaut und schickt zum Entgelt für ihre Verstellung und zum Hohn für ihre Hoffnungen dieses Stück

Gold! — „Edmund! Stimmt das aber auch zu Deinem Herzen?" — —

Lisette führte den Groom vor, der verstört und widerwillig Folge leistete.

„Wer gab Dir das, Franz?"

„Das?"

„Das Paket da."

„Das Armband da?"

„Herr Berner gab es Dir nicht."

„Nein."

Juliane jauchzte beinahe: „Ich wußt' es wohl!" —

„Wie kamst Du dazu? Wer gab es Dir?" forschte sie weiter.

„Sein Diener gab's."

„Sein Diener? Für mich?"

„Ja, gnädiges Fräulein, sein Diener für Sie." —

Wenn Franz nur scheue, verlegene Antworten gab, so schrieb Juliane das auf Rechnung seiner Scham, weil er wirklich sehr stark nach Taback duftete. Sie bemerkte nichts von der Angst, mit welcher er einen dummen Streich ohne Rücksicht auf seine Fol-

gen zu vertuschen, seine Entdeckung zu verzögern suchte.

„Ausdrücklich für mich?" — Juliane konnte nicht sorgfältig genug ausforschen. „Nannte er ausdrücklich meinen Namen, und sagte — für mich?"

„Nun — nun — nun ja," stotterte Franz in Seelenangst. „Ich — ich kam ja von Ihnen und ging wieder zurück, und er — er wußte doch, daß ich Ihr Diener bin."

„Gut, gut." — Juliane wandte sich ab und glaubte, die Dienerschaft würde sich nunmehr zurückziehen. Aber Lisette konnte sie so nicht verlassen. Sie fragte, was zu thun sei, um das Fräulein zu beruhigen.

„Thun Sie mir den Gefallen, Lisette, und nehmen Sie mir das aus den Augen."

„Was? das Armband?"

„Nehmen Sie es für sich; machen Sie damit, was Sie wollen."

„Das Armband, gnädiges Fräulein?" rief Lisette ganz erschrocken und brach die Hände. „Das ist wohl

nicht möglich! Sie sind jetzt außer sich und werden sich später anders besinnen."

„Kein Wort mehr davon! Nehmen Sie es!" rief Juliane, die einen Augenblick am Fenster stille gestanden, wandte sich schnell ab und verließ das Zimmer. —

Lisette berührte das Armband und zog die Hand wie von einer Flamme zurück. Endlich ergriff sie es, wog es, leuchtete mit den Augen darüber und legte es um den Arm, dem es nicht übel stand. „Das paßt aber schlecht zu meiner weißen Schürze!" sprach sie halblaut.

Franz sah verblüfft drein. Der jugendliche Uebermuth siegte wieder in ihm, und er brach in Gelächter aus, weil das Armband an dem Kammerkätzchen sich so schnurrig ausnehme.

Lisette wurde zornig, nannte ihn einen dummen Jungen und vertröstete ihn auf Sonntags, wenn sie ihr schwarzes Tafftkleid anhaben werde.

„Pfui! So eine Handschelle zu tragen!" neckte Franz weiter. Das Kammermädchen, durch die un-

verhoffte Freude ohnehin aufgeregt, drang auf ihn ein. Er war ihr ein Zaunkönig, den sie fangen wollte; und so begann um Stuhl und Tisch herum jenes Haschemannspiel, in welchem die Streitigkeiten zwischen Kammermädchen und Groom zu endigen pflegten. Dabei beschwor der Kleine die Große, sie möchte nicht vergessen, was sie an der Hand habe, sonst schlüge sie ihn todt.

Das wilde Spiel wurde durch Männertritte unterbrochen, die den Corridor entlang schollen. „Der Herr!“ rief Lisette, und Franz ließ sich erschrocken beim Ohr nehmen und hinausführen. —

Der Herr war es, welcher an Julianens Thür vorbeiging, um Burrmann zu empfangen, der ihm soeben angemeldet war. Der Grund des Besuchs und der Gegenstand des Gesprächs war nichts Geringeres als Juliane selbst und das entstehende Verhältniß zu Berner. Die Rolle, welche der Alte in dieser wichtigen Angelegenheit spielen sollte, ihm so ungewohnt, voraussichtlich so folgenschwer, peinigte ihn auf's Empfindlichste, vollends als er am Morgen, frei vom

Zwange der Geselligkeit und der Ueberraschung des ersten Eindrucks, zu kühler Ueberlegung gelangte. So sehr er einsah, daß Verschwiegenheit hier seine Pflicht, er hielt es am Ende doch für's Beste, Döring, Julianens Freund, zu Rathe zu ziehen. „Denn solch' ein Doctor und Rechtsanwalt muß doch für A... Rath wissen; wozu ist er denn sonst ein studirter Mann?"

Burrmanns Eröffnungen brachten bei Döring nun zur Klarheit, was er selber bereits bemerkt und erwogen. Die Art aber, wie die Verbindung zu Stande kommen sollte, besonders die Rolle Burrmanns, mochte sie ihm auch durch augenblickliche Rücksicht für seines Fräuleins Verlegenheit aufgezwungen sein, mißfiel ihm entschieden, und er wollte darüber keine Entschuldigung gelten lassen. Er fürchtete, es könnte aus so verstecktem Spiel in ernsten, der Offenheit sehr bedürftigen Dingen nichts Gutes hervorgehen.

„Straf' mir Gott, Herr Doctor!" sagte der alte

Inspector mit der Hand auf dem Herzen, „wenn ich nicht die besten Absichten habe.“ —

„Daran ist nicht zu zweifeln, lieber Burrmann. Wie läßt sich aber der Ausgang berechnen? Wer steht Ihnen dafür, daß Ihr Fräulein — ich schätze es eben so hoch wie Sie; aber wir sind doch alle nur Menschen, und das Fräulein gar nur ein Weib. — Wer steht Ihnen dafür, daß sie nicht nach Jahren auch beinahe das Gegentheil von dem wird, was sie jetzt ist? Alsdann heben Sie einem Menschen sein Haus zur Hölle gemacht, der das wahre Glück mehr als tausend Andere vermissen wird.“

„Nun, da will ich doch lieber Zeit meines Lebens Bücher lesen, als solches Unheil anrichten!“ rief Burrmann und fuhr mit beiden Händen in den Rest seines grauen Haares. „Verlassen Sie sich aber darauf, Herr Doctor, das geschieht nicht; dazu kenne ich mein Fräulein zu gut, und dazu hab ich ihren seligen Herrn Vater und ihre selige Frau Mutter zu gut gekannt, und weiß, wie sie erzogen ist. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Doctor; aber Sie denken,

weil Sie durch eine reiche Heirath nicht so glücklich geworden sind, wie Sie wünschen, so könnt' es auch kein Anderer. Da irren Sie sich sehr, Herr Doctor."

„Und Sie irren sich sehr, lieber Burrmann, wenn Sie glauben, daß ich auch nur mit einem Worte mich in diese Angelegenheit mischen werde. Heirath stiften ist überhaupt keine Sache für Männer!"

„Aber eine *solche* Heirath zu stiften, Herr Doctor, das *ist* eine Sache für Männer," eiferte Burrmann, beleidigt vom durchklingenden Tadel; „und da schäm' ich mir gar nicht, ein solches Paar zusammengebracht zu haben, wie die Weibsleute es thun."

„Gut, bester Burrmann. Ich will mein Gewissen frei halten für den Fall, daß bei der Sache kein Glück ist. Uebrigens hoffe ich, Berner wird an seinem Grundsatze festhalten, wie ein Mann."

„Das hoffen Sie, Herr Doctor? Und ich muß sagen, wenn der Herr Berner an dem — *Grundsatz!* — an dem Grundsatze festhält, so weiß ich nicht, was eine brave Frau ist, und was eine schöne Frau ist, und was eine durch und durch ausgezeich-

nete Frau ist; dann weiß ich auch nicht, was Liebe ist, und dann verdient er auch keine brave Frau, und dann ist er auch gar nicht mehr Berner, und dann hat er meine Schimmel und mir nicht aus dem Eise gezogen; nein, und das soll er auch nicht; und dann fahre ich nächsten Winter wieder herüber, und wenn er kommt, lass' ich meine Schimmel von ihm gar nicht herausziehen."

Döring suchte den alten Brausekopf zu beruhigen.

„Ich will mir auch beruhigen; denn er hat es mir selbst gesagt, daß er das Fräulein liebt, und daß er keine andere Frau nehmen wird, als ihr."

„— Als die Gesellschafterin, die er für ein Mädchen ohne Vermögen hält," so ergänzte Döring: „Erfährt er die Wahrheit — und erfahren muß er sie endlich, und zwar vor der Verlobung, dafür würde ich nöthigenfalls sorgen — dann wird der Unwille über die Täuschung, mit der man seinen edlen Grundsatz umschlich, und der Stolz, ihn nun trotz alledem

festzuhalten, bei einem Manne wie Berner eine Neigung zurückdrängen, die, eben erst entstanden, noch keine Zeit gehabt hat, Wurzel zu schlagen."

„Nun, das wollen wir doch erst erleben! — Wurzel schlagen! — Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Doctor, aber von der Landwirthschaft verstehen Sie nichts. Wenn der Boden gut zubereitet ist, und überhaupt Alles in Ordnung, dann schlägt so eine kleine Pflanze sehr schnell Wurzel und läßt auch nicht so leicht locker, wenn ein Wetter darüber hinfährt. Also lassen Sie mir machen. Ich habe mit einem guten Acker zu thun, und ich denke, die Wurzeln halten fest."

Döring empfahl Herrn Burrmann im kältesten Tone, zu thun, was derselbe für angemessen erachte, und dadurch war Burrmann gänzlich niedergeschlagen. Was er bei Döring gesucht, Rath in dieser heiklen Angelegenheit, hatte er nicht gefunden, wenn nicht den, seine Hände außer Spiel zu lassen. Er drehte seinen Hut unentschlossen in den Händen, während

Döring abgewandt zum Fenster hinaussah, und wollte sich eben entfernen, als die Damen eintraten.

Juliane war zur Hausfrau geeilt, um ihr das Leid zu klagen, das sie erfahren. Frau Natalie deutete die Gabe ebenso und war entrüstet. Döring sollte von der Sache wissen, um Herrn Berner darüber verdientermaßen zu belehren. Mühsam trocknete Juliane ihre Thränen und folgte der Freundin.

Döring war bestürzt, als er ihre gerötheten Augen bemerkte, zumal auf das erste Wort seiner Theilnahme ein neuer Thränenstrom hervorquoll. Ebenso war Burrmann erschrocken. „Mein gutes, goldenes Fräulein," sagte er und streichelte Julianens Hand, „was ist denn geschehen? Das muß ja etwas Schreckliches sein! Das ist ja unerhört, daß Sie in anderer Leute Gegenwart weinen! Mein allerbestes, allerschönstes Fräulein, was ist denn vorgefallen?"

Juliane hatte sich nie so unglücklich gefühlt, wie heute, ohne daß sie sogleich sagte, worüber. Auch Frau Natalie machte zu ihres Gatten großer Ungeduld erst Umschweife über die „Unverantwortlichkeit", mit

der Herr Berner gehandelt, und wie sie sich — zu ihrer Genugthuung sagte sie's, — niemals in ihm geirrt, wenn sie wenig auf ihn gehalten. Juliane auf eine so unzarte Weise fühlen zu lassen, daß er ihre unschuldige List durchschaut! Es war ein beinahe rohes Verfahren.

„So hat er sie bereits durchschaut?" rief Döring.

„Er hat es gemerkt?" fragte Burrmann mit langem Gesicht. „Ach, das ist schändlich! dann ist Alles vorbei."

Juliane selbst glaubte sich sehr in ihm geirrt zu haben.

„Wenn er es denn nicht wollte," eiferte die Hausfrau, „da sie nun einmal reich ist und sich doch nicht arm machen kann . . ."

„Sich arm machen!" klagte Juliane; „ich wollt' es so gerne!"

„Er hätte sich ja stille zurückziehen können," meinte Natalie, „warum es ihr aber in so beißender Weise fühlbar machen!" —

Burrmann stand jetzt mit dem Ohr an Julianens Munde. Sie erzählte ihm leise ihr Unglück, und der brave Alte begann heftig gesticulirend im Zimmer spazieren zu gehen. „Das ist aber doch ein starkes Stück!“ sagte er.

Döring mußte erst ärgerlich werden, bis seine Frau das Wort „Armband“ heraus brachte.

„Und noch dazu von abscheulichem Geschmack,“ setzte Juliane hinzu: „Ein wahrer Goldklumpen. Er hat eben nur in eine Goldschmiedsbude hineingegriffen, da es ihm nicht der Mühe verlohnte, zu wählen.“

Auch Döring fand dieses Verfahren hart. Die Gabe schien anfangs auch ihm keine andere Deutung zuzulassen; nur dachte er auch an ein Mißverständniß, das sich ja aufklären müsse.

„Nun soll er mir kommen!“ rief Burrmann zornroth und schüttelte die Faust wie zwei Tage vorher gegen den Birkenbaum an Stelle Schaums: „Ich will ihm meine Meinung sagen! Herr Berner, will ich sagen, schämen Sie sich . . .“

„Er kommt nicht; verlassen Sie sich darauf,“ unterbrach Frau Natalie. „Er hat zwar zusagen lassen; aber ich glaube, er that es nur zum Schein. Das Stück Gold sagt ganz deutlich: „Mein Fräulein, ich habe erfahren, daß Sie reich sind —“

„Ja,“ setzte Juliane hinzu, „und euch Reichen kann man keine größere Freude machen, als durch Gold; Liebe verdient ihr nicht — O er hat Alles ganz deutlich gesagt; er braucht es nicht noch mit Worten zu erklären. Wozu sollte er kommen?“ — Die Arme! Und doch hoffte sie darauf.

Döring versuchte zu trösten; aber er gestand zu, daß diese Art sich gegen Juliane zu erklären, sie verletzen mußte. Frau Natalie schürte das Feuer: „Erst ruhig zu beobachten,“ eiferte sie, „schweigend zu horchen, schlau herumzuspähen, zu thun, als merkte er nichts . . .“

„Noch mehr!“ rief Juliane: „Zu thun, als legte er Werth auf meine Persönlichkeit, wie sie sich ihm zeigte, obschon er wußte, daß man ihn täuschen wollte!“

„Und scheinbar zu gewähren, was man durch diese kleine List herbeizuführen dachte!“ wußte Frau Natalie hinzuzufügen.

„Hoffnungen zu erwecken!“ schloß Juliane, „mit dem Heiligsten, was mein Herz kannte, zu spielen—!‘

Döring machte keinen Versuch, Berners Handlungsweise zu rechtfertigen. Nur gab er zu bedenken, daß Berner durch Julianens Verfahren seinen ehrenhaften Grundsatz und seine werthvolle Persönlichkeit gleichfalls für verhöhnt achten mußte, und daß seine Erwiderung darauf, wie hart immer, doch von einem schönen, männlichen Stolze Zeugniß ablege.

„Sie wollen ihn nicht rechtfertigen,“ klagte Juliane, liebevoll wie sie war, „und Sie zeigen ihn mir noch immer vollkommener.“

Natalie mahnte, jeden Gedanken an diese Verbindung aufzugeben. Juliane müsse einsehen, daß Berner ihrer nicht werth sei, soviel derselbe sich auf die zarte Symbolik auch zu Gute thun möge, mit der er seine Empfindungen an den Tag gelegt habe.

Burrmann mußte wohl finden, daß diese Forderung, die man an sein Fräulein stellte, etwas zu weit ginge. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Frau Doctorin," sagte er, „aber das ist sehr — sehr — sehr —" der gute Mann rang vergeblich nach einem angemessenen Ausdrucke.

Juliane aber machte ein Ende. Sie gab Natalien Recht. Sie wollte Berner aufgeben, und es könne von dem, was sie gehofft, nun die Rede nicht mehr sein. —

Da wurde Herr Berner gemeldet, und die Lage schien plötzlich verändert. — Er kam? Er wollte die Wirkung sehen? Er wollte triumphiren? —

Döring allein sprach jetzt entschieden die Meinung aus, die Sache müsse anders zusammenhängen, als es den Anschein habe. Er ließ Berner herzlich willkommen heißen. —

Juliane wollte dem Gaste ihren Anblick ersparen; aber sowohl Burrmann als Natalie mahnten zu bleiben, der Erste, weil es so am besten und freisten zu einer Erklärung kommen müsse, nach welcher das

Fräulein gewiß verlangte; die Andere, weil es Julianens Pflicht wäre, durch Gleichgiltigkeit gegen die Sache und Kühle gegen die Person dem Herrn seinen Triumph zu schmälern.

Juliane zu überreden, war nicht schwierig.

Neuntes Capitel.

Döring war der Einzige, der Berner mit aller Herzlichkeit und Zuvorkommenheit empfing. Im Uebrigen glich der Empfang auch hier sehr bedenklich dem früheren bei der Familie Schäfer, nur daß im Hause Döring Höflichkeit der besten Art am Platze war.

Döring sprach, um sogleich mit einer Anspielung zu beginnen, seine Freude aus, daß Berner doch Wort gehalten habe, und schon Berners Erstaunen über dieses „doch“ machte die Anwesenden irre. „Wie konnten Sie nur daran zweifeln?“ fragte er beinahe vorwurfsvoll und begrüßte dann die Frauen. Julianen befragte er noch besonders über ihr Wohlsein, und ob sie der letzten Begegnung gedenke.

Juliane freute sich, Herrn Berner so wohl zu sehen, wie sie selbst war. Und ob sie noch an die letzte Begegnung denke? — Sie gab sich nicht den Anschein. „Man hat mit dem Heute so viel zu thun, daß man an das Gestern kaum noch denken darf."

„Das thut mir leid, mein Fräulein," antwortete Berner, auf's Neue betroffen, und der Ton seiner Antworten, sein Freimuth, seine Ungezwungenheit, stimmten so wenig zu dem Vorgefallenen, daß Juliane sich fragte, ob sie denn recht höre, und Döring sie flüsternd in der Vermuthung bestärkte, es müsse am Ende Alles auf einem Mißverständniß beruhen Juliane glaubte das gerne, und doch hatte sie vorher genaue Nachfrage gehalten.

Berner mußte sich, weil ihm von den Uebrigen empfindliche Kälte entgegenkam, an Burrmann wenden, der auf die Frage nach seinem Befinden die Hände in die Taschen versenkte und in sehr gleichgiltigem Tone erwiderte: „Mir? — Es geht mir — so so."

„Was soll das heißen?“ so drang Berner endlich auf Erklärung. „Sie antworten mir in einem Tone, als hätte ich Sie gekränkt.“

„Das haben Sie auch, Herr Berner.“

„Ich habe mich also nicht getäuscht, als ich schon beim Eintreten eine gewisse Verstimmung zu bemerken glaubte? Mein Freund Döring geht feierlich auf und ab; Frau Doctor ist abgemessener als je zuvor; und jetzt, mein Fräulein, höre ich Ihre Antwort auf meinen Gruß noch ein Mal und weiß, daß sich hinter Ihrer angenommenen Heiterkeit ein Geheimniß verbirgt, das mein ganzes Lebensglück in Frage stellt.“

Juliane suchte vergeblich ihre Fassung zu behalten. Herrschte hier ein Mißverständniß, so durfte sie es nicht aufklären, ohne, wie sie meinte, ihre Hoffnungen und das einmal mit List begonnene Werk zu gefährden; war es kein Mißverständniß — wie sollte sie einen Mann bekämpfen, dessen Benehmen so siegsbewußt über gesellige Klemmen und Verlegenheiten hinwegging? Sie begann noch ziemlich gefaßt: „Sie irren sich wirklich, Herr Berner; ich bin heute sehr

froh gestimmt. Ich wüßte nicht, worüber ich mißgestimmt sein sollte. Launen habe ich nicht; ich bin immer gleich heiter und guter Dinge. Hoffnungen habe ich nie gehabt, also auch keine Täuschung zu dulden. Und zumal heute" — fuhr sie nun aber mit zitternder Stimme fort — „wie könnte mir irgend welche Mißstimmung nahe kommen, da ich im Begriffe bin, endlich die Stadt zu verlassen und mich unter Bäumen und Blumen wiederzufinden? Ich freue mich unaussprechlich darauf, und werde so glücklich — so glücklich sein!" — Ihre Stimme versagte bei dem letzten Worte, und zuletzt konnte sie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten.

Döring that Alles, um sie zu beruhigen und gestand sich, er könnte hier beinahe vergessen, daß er eigentlich gegen diese Heirath wäre.

Berner fühlte sich erschüttert; doch erklärte er, nichts erwidern zu wollen, noch zu können, bevor er den Grund dieser schmerzlichen Erregung erfahren. Natalie erklärte an Burrmann, sie begriffe diesen Menschen nicht, welcher nun gar noch thue, als wäre

nichts vorgefallen. Burrmann erwiderte unwillig, am Ende wär' es ihm leid, so gehandelt zu haben. Im Ganzen wußte Keiner, wie die stachlichte Frage zu behandeln sei.

Burrmann verfiel auf ein Mittel. Es war keine Ueberhebung, was er vorgestern mit radschlagenden Fingern über sich ausgesagt hatte; „Wenn es darauf ankommt — schlau." Er sah ein, es wären hier zu viele Leute gegenwärtig, und die Liebenden würden die Sache in einer Viertelstunde zu Ende bringen, gab man ihnen nur Gelegenheit zu freier Aeußerung. Es galt also, die überflüssigen Personen zu entfernen, was für ihn, den bescheidenen Mann, kein leichtes Unternehmen war. Denn es wäre ein höherer Grad von Vertraulichkeit und geselliger Berechtigung nöthig gewesen, als der alte Herr an sich verspürte, um dem Doctor und seiner Gemahlin dies Mittel zu empfehlen und ihrem Zartgefühl Vorschriften zu machen. Er nahm daher seine Zuflucht zu jener Schlauheit, die er von sich gerühmt hatte. Während einer Pause peinlichen Stillschweigens eilte er plötzlich nach der

Thür, als wäre er der Einzige, dessen scharfes Ohr ein Klopfen vernähme, öffnete sie, und die Klinke in der Hand, schüttelte er seinen Kahlkopf einige Secunden lang nach dem Vorzimmer hin, als spräche er mit Jemand. Dann näherte er sich der Hausfrau und machte ihr die Bestellung, ihr Kammermädchen wäre draußen gewesen und hätte nicht hereinkommen wollen. Die Frau Doctorin würde gebeten, sich für einen Augenblick ins Waschhaus zu bemühen, wo ihre Gegenwart durchaus nöthig wäre.

„Und nun auch gerade in diesem Augenblick!" sagte Frau Natalie sehr unzufrieden. Aber als gute Hausfrau ließ sie sich nicht zweimal rufen und verließ das Zimmer.

Berner und Juliane, beklommen wie sie waren, empfanden doch, als Frau Natalie fortging, beide den Wunsch, sie möchten allein bleiben. Sie erriethen, daß Burrmann nichts Anderes bezweckte, als er sich vor das Fräulein hinstellte, ein paar Worte des Bedauerns sprach und dann, arm an Erfindung, dasselbe Mittel wie vorhin anwandte, um auch Döring, der

sich in ein Buch vertieft hatte, zu entfernen. Diesmal war es der Herr Assessor Schreiber, welcher den Herrn Doctor ersuchen ließ, weil der Klienten im Sprechzimmer zu viele würden.

Döring wollte es anfangs nicht glauben; aber als ob ihm der Gedanke gekommen wäre, Burrmann sei ein Schalk, wandte er sich lächelnd zur Thür, indem er die Hoffnung aussprach, es werde Alles zu genügender Erklärung kommen. —

„So — nun hab' ich Alles bei Seite gepackt," sagte Burrmann, während er Juliane und Berner abwechselnd ansah. Der Eine sah zum Fenster hinaus, die Andere wartete in einem Lehnstuhl mit dem Taschentuch vor den Augen, bis sie mit Berner allein sein würde.

„Und nun werd' ich mir auch packen," erklärte Burrmann rund heraus, drehte sich auf dem Absatz herum, und fort war er. —

Sogleich eilte Berner auf Julianen zu und bat um Auskunft, was vorgefallen, und inwiefern er die Ursache ihrer Betrübniß. Ihm sei Alles ein Räthsel.

Juliane schwieg und schluchzte leise.

„Denken Sie nicht, Fräulein," fuhr Berner fort, „da Sie sich einmal dem Schmerze hingegeben haben, so müßten Sie nun auch dabei bleiben. Helfen Sie mir die Sache aufklären. Ich möchte gerne das Meinige thun, Ihnen weitere Trübsal zu ersparen."

„Ach, Herr Berner!" konnte Juliane endlich sprechen: „Sollten Sie es nur zum Scherze gethan haben? Oder um mich auf die Probe zu stellen? Oder . . ."

„Was, mein Fräulein, was soll ich zum Scherz oder gar zu Ihrer Prüfung gethan haben? — Daß ich Ihnen so manches gesagt — ich weiß nicht mehr, was? Ich sagte ja auch wohl nichts, worüber Sie zürnen konnten? Ich benahm mich damals im Garten vielleicht — wie benahm ich mich denn? — Und wenn Sie etwas bemerkten, wie ich ja auch an Ihnen etwas mit Freuden zu bemerken glaubte, wie denken Sie nur, ich könnte gescherzt haben!"

„Berner, Berner! Sie wissen von nichts?"

„Doch, mein Fräulein, ich weiß gar wohl ...“

„Also doch!“

„Ich weiß, daß wir eigentlich ein glücklicheres Heute an das glückliche Gestern knüpfen sollten, und — weiß Gott! — ich hab' es mir auch so gedacht.“

„Wir verstehen uns nicht, Herr Berner.“

„Ach nein, mein Fräulein, ich sehe nun wohl, daß wir uns nie verstehen werden.“

„So meine ich's nicht! — Mein Gott! Wie soll ich es denn nur sagen? Sie wissen keinen Grund, warum ich so unausstehlich bin?“

„Nein, mein Fräulein! Ich versichere Sie bei Allem, was gut ist, ich kann mir nicht im Entferntesten einen Grund zu Ihrer Betrübniß denken, der von mir ausginge. Sagen Sie mir ...“

„O mein Gott! So darf ich es Ihnen ja auch nicht sagen!“

Berner sah, es mußte etwas Besonderes vorgefallen sein, was Juliane Ursache hatte, ihm zu verhehlen, oder was ihr doch auszusprechen peinlich wäre. Er mußte es sofort wissen. Wo war Doctor

Döring? Beschäftigt. Wo war Burrmann? — Er mußte in der Nähe sein; vielleicht wartete er auf den Ausgang des Gesprächs. Berner entschuldigte sich hastig bei Juliane und eilte hinaus, Burrmann aufzusuchen.

In der darauf folgenden Pause von Einsamkeit ward es Julianen klar, Berner könne das Armband nicht geschickt haben; es müsse hier ein Irrthum, vielleicht eine Spitzbüberei obwalten. Sie bekannte sich vor sich selbst als thöricht. Sie hätte doch nur Alles sogleich heraussagen sollen. Ihr hatte ja eine innere Stimme schon beim Anblick des Armbandes gesagt: Das kann nicht von ihm kommen. Aber wir überhören solche Engelstimmen nur zu leicht und neigen unser Ohr nach der Seite böser Einflüsterung.

In solchen Betrachtungen wurde sie durch Lisette unterbrochen, welche vorsichtig den Kopf durch die Thür steckte, um zu erfahren, ob das Fräulein allein wäre. Sie wollte für Jemand bitten, den sie anfangs nicht nannte, und der sich einen großen Leichtsinn

habe zu Schulden kommen lassen. Ihr war bange, er möchte dafür eingesteckt werden, besonders da der Gegenstand gewiß achtzig Thaler gekostet habe.

Juliane mußte forschen und mahnen, bis sie erfuhr, es sei die Rede von ihrem Groom Franz. Lisette hatte geglaubt, das Fräulein wüßte schon Alles. Sie wäre, als die Herrschaften in diesem Zimmer versammelt gewesen, ein wenig leise durch den Corridor gekommen, und da hätte sie Franz bemerkt. Er hielt das Ohr am Schlüsselloch; die Haare fielen ihm über das Gesicht; er verzog und runzelte es unter Schluchzen, und die Thränen quollen daraus hervor, wie aus einem gequetschten Schwamm. Wie ihn dann Lisette fragte, was es gebe, antwortete er außer sich, er habe ein großes Verbrechen begangen und über sein gnädiges Fräulein Kummer und Unglück gebracht. Da dachte sich Lisette, er hätte vielleicht das Geld zu den Cigarren gestohlen, oder dem Fräulein sonst etwas gethan, was nicht mehr gut gemacht werden könne.

Juliane vermuthete, daß hier die Lösung des Räthsels zu finden sei und wollte Franz sofort sprechen. Derselbe stand wiederum hinter der Thür und Lisette zog ihn beim Kragen herein.

„Was hast Du angegeben, Franz?“ fragte Juliane in gütigem Tone und beinahe lachend über die possirliche Gestalt des schluchzenden Livreekindes.

„Gnädiges Fräulein, ich hab' — ich hab' —“

„Nur rasch! Je schneller Du es sagst, desto leichter verzeihe ich Dir.“

„Ich habe aus Versehen die Pakete verwechselt —“

„Zwei Pakete also?“

„— Die mir Herrn Berners Diener zur Bestellung übergeben hat.“

„Wem hast Du das andere gegeben?“

„An Frau Schäfer und ihre Tochter, die mit der großen Schleife.“

Juliane lächelte um so gütiger, als es ihr leichter um's Herz wurde. „Und weißt es auch, was darin war?“ fragte sie.

„Ein Kästchen ist darin gewesen, und darin ist Moos gewesen, und darin ist eine Rose gewesen.“

Juliane erhob sich in stürmischer Freude. Beinahe weinte sie nun Thränen anderer Art. „Eine Rose! In Moos gelegt, und in einem Kästchen! Eine schöne Rose in frischem, grünem Moos und in einem hübschen Kästchen?“

„Ja —“ klagte Franz, „und sie mußte wohl eben abgeschnitten sein; denn es lagen grüne Blätter am Boden, und auf dem Rosentisch eine Scheere.“

„Eine Rose, die er selbst gezogen hat! — Aber Franz, wie konntest Du auch so unaufmerksam sein!“—

„Du Galgenstrick,“ rief Lisette, und schüttelte den Groom — „Er hat also gewußt, was darin war, und hat die Pakete absichtlich verwechselt.“

„So? Du hast es mit Absicht gethan?“

Franz mußte es eingestehen. Er gab an, wie er dem faulen Diener Beine machen wollte, und wie er gedacht, sobald der Herr Berner seinen Besuch hier oder dort gemacht, werde der Irrthum zur Sprache

kommen und der faule Knecht hin und her laufen müssen, um den Schaden gut zu machen.

Lisette lachte hell auf und das Fräulein lächelte so mild und innig, wie es ihr aus dem guten Herzen herausstrahlen mußte. „Armer Junge,“ sagte sie, „und nun hast Du solche Angst ausgestanden, und hast um mich geweint. Du sollst dich wieder einmal freuen.“

Sie eilte hinaus und kam flugs mit ihrer Uhr zurück, die sie sammt Kette aus der Kapsel nahm. „Du hast Dir ja längst eine Uhr gewünscht —“

Und dies blanke Kleinod spiegelte sich in allen Thränen des jungen Burschen so hell, daß ein Lachen daraus wurde.

„Der Knirps eine Uhr!“ höhnte Lisette.

„Da hast Du eine. Aber Du mußt sogleich gehen, geh, geh nur!“

Franz sah verblüfft erst das Fräulein und dann die Uhr an, bis Lisette ihn bei Seite schob, ihm die Uhr aus der Hand nahm, sie mit der Kette über seine Livree hing und ihn auslachte. Darüber er=

grimmte der Kleine: „Seien Sie doch still, Jungfer Lisette!“ so zankte er leise. „Sie haben bei der Gelegenheit das goldene Armband weg gekriegt, und das ist für Sie beinahe so viel wie ein Mann.“ — So folgte er dem Mädchen, das ihn zur Thür hinauszog. —

Juliane blickte den Beiden lächelnd nach. Dann aber erhob sie die schönen Arme und verbarg ihr freudestrahlendes Antlitz mit den Händen. „Was so ein kleiner Schelm für ein großes Unglück anrichten kann!“ rief sie bei sich und dachte dann an die Rose, die ihr verloren ging. Sie war glücklich über eine Gabe, die sie nicht empfing, und nur das schmerzte sie, daß das Kleinod in die Hände eines jener Wesen überging, für welche die Rosen nicht blühen. — Und was wird nun Berner sagen? Er wird ihr Leichtgläubigkeit, Mißtrauen, Lieblosigkeit vorwerfen, und das mit vollem Recht. Zu dem Fehler des Reichthums kommt jetzt noch eine Reihe anderer. „Da“ — wird er sagen — „da habt ihr's ja; das sind ja die entsetzlichen Folgen des Reichthums: Mangel an Ver-

trauen zu den Menschen, Stolz, Ueberhebung, Muthwillen, Ueberklugheit, Vorwitz, Unzartheit, Rücksichtslosigkeit, Beschränktheit, Falschheit, Heuchelei, Nichtswürdigkeit;" und mit dieser Ueberlast von Fehlern erscheint selbst die vollendetste Schönheit ihm als Häßlichkeit, schief und krumm, mit Runzeln, Warzen, Sommersprossen und rothem Haar. „Dies wird das Bild sein, unter welchem ich ihm erscheine. Was ist da noch für Hoffnung? —

Zehntes Capitel.

Endlich kam Berner zurück. „So also hängt die Sache zusammen!“ rief er heiter schon beim Eintreten. „Mein Fräulein, es ist eine bedauerliche Verwechselung; aber Gottlob nichts, was uns das Gestern müßte vergessen machen.“

Juliane glaubte, nun wüßte Berner auch um ihre wahren Verhältnisse, und daß sie das Fräulein von Großlinden wäre: „Wirklich nicht, Herr Berner? Sie wissen Alles? Und Sie verzeihen mir?“

„Was hätte ich Ihnen zu verzeihen, Juliane?“ Er nahm ihre Hand und küßte sie ehrerbietig.

Juliane merkte, Berner hielt sie noch immer für das arme Mädchen von vorgestern. Sie hatte nicht den Muth, schon jetzt mit der Wahrheit hervorzu-

treten. „Ich war so thöricht, so unüberlegt, so leichtgläubig; ich bewies so wenig Vertrauen zu Ihrem vortrefflichen Herzen." — Sie fühlte, daß sie in den letzten Fehler so eben wieder verfallen sei.

„Diese Selbstvorwürfe gelten mir wiederum als das beste Zeugniß für Ihr Herz. Ich preise diesen Zufall, der mir einen neuen Einblick in den großen, herrlichen Reichthum Ihrer Seele verschafft hat —"

Berner sprach lebhafter, stürmischer, seine Wange glühte, sein Auge flammte. Juliane fühlte einen entscheidenden Augenblick herannahen, und sie erbebte davor, weil sie nicht in ihrer wahren Gestalt vor dem Geliebten stand; weil also das Glück, das Berner ihr entgegentrug, eigentlich für eine andere bestimmt war. Sie war außer sich, als Berner ihr beide Hände entgegenstreckte und rief: „Nun darf und will ich auch nicht länger zögern —"

„Nein, nein! Um Gotteswillen, Berner, haben Sie Geduld!" rief sie ihm entgegen, löste ihre Hände und erhob sie zur Bitte.

Berner wich betroffen zurück: — „Warum Geduld? Müssen Sie mich erinnern, daß wir erst so kurze Zeit bekannt sind? Genügt mir, der ich die Menschen in ihrer Seele zn erkennen glaube, nicht ein Augenblick, um sie zu erfassen, nicht ein Blick des Auges, um in ihre Tiefen hinabzusehen?"

„O noch ehe Sie mich gesehen; ehe ich noch ein Auge zu Ihnen aufgeschlagen hatte, da —"

„Was wollen Sie sagen Juliane? Sprechen Sie. Nun haben Sie nicht mehr das Recht, mich zur Geduld zu mahnen."

„Ach, Berner, Sie wissen noch nicht Alles."

„Was fehlt denn noch? Wann werden wir denn über diese Bedenken und Geheimnisse hinaus zu der Minute, zu dem Worte gelangen, wonach wir Beide —"

„Sie kennen mich noch nicht ganz, Berner! Ich bin so schlecht, ich bin so falsch, ich kann mich so verstellen, ich bin so vorwitzig, so übermüthig, so unausstehlich! Ich habe fast alle Eigenschaften eines reichen Mädchens." — Juliane verfiel in Schalkhaftigkeit, wußte aber nicht, daß diese Eigenschaft an ihr

die sieghafteste war. Als Weltdame hätte sie dieselbe zu einer Coquetterie ausbilden können, um Fürsten, Generale, Diplomaten, und damit die Welt zu unterwerfen.

„Sie wollen mich necken,“ sagte Berner in vollem Verständniß dieser Wendung. „Nun, ich darf es mit Ihnen schon wagen. Sie sollen mir werth sein mit allen Fehlern, die Sie sich andichten.“

„Berner! — Auch gewiß?“

„Wahr und gewiß, Juliane!“

Juliane wandte sich wiederum gepeinigt ab. „Nein!“ rief sie, „es ist wieder nicht recht, was ich thue!“

Berner wurde ungeduldig. „Sie sind eigensinnig, Juliane.“

„Da — da haben Sie's,“ rief diese: „Schon wieder der Fehler eines reichen Mädchens. — Ach Berner! Es ist leider so, wie ich Ihnen gesagt habe. Bin ich auch gerade nicht eine einzige, große lebendige Lüge; bin ich auch nicht durchaus falsch, unwahr und in allen Verstellungskünsten bewandert, so habe ich

doch Sie getäuscht. Aber nun ich die Frucht meines Verfahrens ernten soll, nun kann ich's nicht zugeben, daß Sie Ihr Lebensglück auf meine Unwahrheit gründen sollen. Ach! Ich hab' es zu spät überlegt, ich habe zu sehr nach Eingebung des Augenblicks gehandelt; und die Rolle einmal angenommen, giebt man sie so leicht nicht wieder auf."

Berner verstand nichts von dieser Selbstanklage. „Reden Sie nur, Juliane", sagte er. „Ich bin ganz ruhig. Ich weiß, ich werde lächeln, wenn Sie mir die Unwahrheit genannt haben, die Sie sich mir gegenüber zu Schulden kommen ließen."

Juliane fand dennoch kein Wort, herauszusagen, was eingestanden werden mußte. So haben auch die besten Frauen selten den Muth, Verwickelungen durch Offenheit zu lösen. Sie war froh, das Geständniß einem Anderen zu überlassen, der in der Person Burrmanns ihr zu Hilfe kam.

Dieser glaubte, es müsse doch nun Alles seine Richtigkeit haben und hoffte, für ihn werde dabei nichts übrig sein, als Glück zu wünschen. Statt

dessen eilte Juliane an ihm, als er eintrat, vorüber und rief aufgeregt: „Helfen Sie mir, Burrmann! Sagen Sie ihm Alles — Alles!“ —

„Ja — hm“ — wie sollte Burrmann denn Alles sagen? Wie sollte er es Herrn Berner nur so recht erklären, der nicht begriff, wie Burrmann im Besitze eines Geheimnisses sein sollte, dessen Aufklärung für seine Sache zuträglich wäre.

„Nun — so — ja — sehen Sie, lieber Herr Berner, das ist so ein Ding —“ Burrmann wollte Zeit gewinnen, um seine Gedanken zurecht zu legen und so schlau zu sein wie möglich:

„Ich bitte Sie, Burrmann! Sie sehen meine Ungeduld!“

„Das ist so“ — erklärte der Alte: „Wenn man den Grundsatz hat, keine reiche Frau zu nehmen —“

„Aber darauf kommt es ja hier gar nicht an.“

„Erlauben Sie, darauf kommt es hier sehr an. Sehen Sie, wenn man eine Arme heirathet —“

„Ich verstehe! — Man muß doch erst nachweisen, daß man eine Frau standesgemäß ernähren kann. Aber, lieber Burrmann, ich denke, meine Verhältnisse sind hier im Hause bekannt.“

Burrmann zwang sich, ernst zu bleiben. „Nein, nein — davon ist nicht die Rede. Aber sehen Sie — bei jedem Grundsatz — es geht immer wie es geht; manchmal kommt etwas in die Quere, und der Wagen kann nicht weiter.“

„Allerdings. Sie meinen —“

„Ja, das ist überall so. Neulich beim Pflügen — da hab' ich auf dem einen Gewende einen großen Stein — so einen rechten Flegel von einem Felsblock —“

Berners Ungeduld stieg aufs Höchste. „Aber lieber Burrmann —“

„Wahrhaftig, ein großes Stück. Ich hatte den Knechten befohlen, ihn fortzuschaffen, weil er mit den Jahren schon weit herausgekrochen ist, und ich dachte, er könnte schon locker genug sein.“

„Aber — um alles in der Welt —“

„Ja, was denken Sie denn — war er schon locker? Ich mußt' ihn ganz ruhig liegen lassen und herumpflügen. Und nun —"

„Aber was soll mir das alles!"

„Thun Sie das auch, Herr Berner: Lassen Sie Ihren Grundsatz liegen und pflügen Sie herum."

„Wie soll ich das verstehen?" rief Berner und machte die Augen groß: — „Ist etwa das Fräulein doch nicht —"

„Ob sie arm ist oder reich — darauf kommt es hier gar nicht an."

„Ich bitte sehr um Entschuldigung; darauf kommt es hier sehr an. Ich bitte, mir auf der Stelle die volle Wahrheit zu sagen."

Berners Ton ließ wenig hoffen, für den Fall, daß nun die Wahrheit herauskäme. Burrmann hatte es verkehrt angefangen. Wie sollte er die Karre herausbringen? — „Nun — ich meine nur," stotterte er, „die Gesellschafterin ist auch ein ganz gutes Mädchen; aber mein gnädiges Fräulein — ich meine mein gnädiges Fräulein, nicht die Ihrige —"

„Burrmann, Sie flunkern! Ich hab' es schon lange zu bemerken geglaubt; aber ich traute ihrem alten Kopfe mehr als meiner Beobachtung. Jetzt sag' ich Ihnen rund heraus: Sie flunkern!"

„Ich fl . . . Bewahre mir der Himmel! — Sehen Sie: Mein gnädiges Fräulein — Sie wissen, sie liebt ihre Gesellschafterin sehr. Und weil sie sie so sehr liebt, hat sie ihr heute zu ihrer Verlobung ihr ganzes Vermögen geschenkt. Und weil nun mein gnädiges Fräulein arm ist und die Gesellschafterin reich, so thäten Sie am Ende besser, wenn Sie mein gnädiges Fräulein heirathen wollten, und . . ."

„Burrmann! — Sie können sich ja gar nicht mehr herauswickeln. Ihr ganzes Vermögen! Rittergut und alles? — Burrmann!"

„Alles? Sagte ich Alles? Nein, nur die Hälfte. Alles? Nein, das wäre auch zu splendabel."

„Und was weiß Ihr gnädiges Fräulein denn von einer Verlobung, die noch gar nicht stattgefunden hat?"

„Ja — ich hab' es ihr telegraphirt." — Burrmann sah endlich ein, er könne die übernommene Rolle nicht weiter durchführen, und es käme dabei auch nichts Gutes heraus. „Und nun ist's gut," polterte er, „und nun ist das gnädige Fräulein Ihre Braut, und ist doch auch ein ganz gutes Mädchen, und nun ist es doch eine Reiche, und Sie sollten dem gnädigen Fräulein noch danken, daß sie —"

„Burrmann!" rief Berner erschrocken.

„Nun dann ist's gut," schnaufte Burrmann und trocknete sich die Stirn. „Dann ist's gut: Fräulein Juliane ist die Besitzerin von Großlinden."

„Fräulein Juliane? — Und die Gesellschafterin?"

„Braucht keine. Ist sich selbst genug."

„Das ist höchst fatal. Das hätt' ich Julianen nicht zugetraut." — Berner trat niedergeschlagen ans Fenster.

„Nicht zugetraut — daß sie reich ist? Das glaub' ich wohl."

„Daß sie mich täuschen konnte."

„Das haben Sie ihr nicht zugetraut? — Daran sind Sie selbst schuld; dazu haben Sie uns selbst gezwungen.“

„Ich Sie dazu gezwungen?“

„Jawohl, Sie mit Ihrem — Grundsatz. — Grundsatz! Keine reiche Frau nehmen — was das für ein Grundsatz ist! — Herr Berner, nun werd' ich Ihnen was sagen: Nun seien Sie gescheidt und thun Sie, als ob Sie von nichts wüßten, als hätt' ich Ihnen was vorgeschwatzt, und als glaubten Sie, sie hätte gar nichts.“

„Was denken Sie von mir! Das wäre der schlechteste Streich, den ich thun könnte.“

„Aber verstehen Sie mir doch: Sie sagen nichts, und sie sagt nichts, und dabei wissen Sie Beide doch, was Sie wissen. Und beim ersten Male, daß sie sagt, sie hat was, da —“ Hier führte Burrmann mit der Faust einen Streich durch die Luft.

„Burrmann, Sie sind wohl nicht bei Troste.“

„Aber verstehen Sie mir nicht, oder wollen Sie mir nicht verstehen? Ich will damit nur sagen,

sie wird Ihnen nie von ihrem Reichthum sprechen! —

Berner war so verwirrt, daß er nicht wußte, wo aus noch ein.

„Wissen Sie was?" schloß Burrmann: „Und nun hab' ich Ihnen nichts mehr zu sagen; und nun thun Sie, was Sie wollen." — Damit verließ er heimlich lachend das Zimmer. —

Eilftes Capitel.

Berner hat Zeit genug, seine Gedanken zu sammeln. Nach seiner Ueberzeugung ist es mit seiner Hoffnung auf ein glückliches Haus zu Ende, muß zu Ende sein. Er will und wird von seinem Grundsatze nicht ablassen, zumal man seinen Willen durch List hat umschleichen wollen. — Und er wird dann, wonach er sich sehnte, niemals finden. Er wird einsam leben und als einziges Glück das Andenken Julianens bewahren. — Sie ist schön, wahrhaft weiblich, vollkommen unentweiht, ganz auf der Höhe ihres Geschlechtes. Und sie liebt Berner, daran ist nicht zu zweifeln. Auch er hat sie von Herzen lieb — und es darf nicht sein. Grundsätze regieren des Mannes Leben.

Also darf es wirklich nicht sein? -- Thöricht! Warum darf es nicht sein? Weil er sich gelobt, ein armes Mädchen glücklich zu machen. — Aber er wollte dabei doch auch selbst ein wenig glücklich werden; und wie konnte er denken, daß gerade das Weib, bei dem er zum ersten Mal aus voller Seele den Wunsch hegte, glücklich zu machen und zu sein, zufällig begütert sein könnte! — Und was kann denn das arme Mädchen auch dafür, daß sie reich ist? — Und war es ihr wohl anzusehen? War sie nicht so einfach schön und edel in Erscheinung und Gesinnung, daß es nicht verliebter Verblendung bedurfte, um sie ganz als das Weib erscheinen zu lassen, das sein einsames Leben bedurfte? — Nein, Berner wollte so schnell nicht abbrechen. Er wollte überlegen. —

Die Hausfrau kam wie von ungefähr hinzu. Im Waschhause, wohin Burrmanu sie listiger Weise entfernt hatte, war Alles in Ordnung, und Niemand hatte nach ihr verlangt. Erst als sie verwundert zurückkehrte, kam Burrmann ihr entgegen und erklärte ihr seine List und Absicht. Frau Natalie war damit

einverstanden, und als ihr bald darauf das Räthsel mit dem Armbande gelöst wurde, beschloß sie nun auch ihrerseits Alles zum glücklichen Schlusse beizutragen. Dies Versprechen gab sie auch Julianen, welche ihr gewisse Vorschläge machte, um Berner mit ihrem Reichthum auszusöhnen, und als Burrmann die Frauen traf und über seine Unterredung mit Berner berichtet hatte, entschloß sie sich sofort, den ersten Schritt zur Erfüllung ihres Versprechens zu thun. So trat sie zu dem Gast ins Zimmer.

„Man hat Sie allein gelassen, lieber Berner?"

„Ja, Fräulein Juliane ist fortgegangen."

„So haben Sie das gute Kind so eingeschüchtert, daß sie Ihre Gegenwart meiden mußte?"

„Nein. Ich habe, daß ich wüßte, nichts dergleichen gethan."

„Sind Sie ihr denn noch böse, daß sie einen Augenblick glauben konnte, Sie hätten sie mit jener Sendung kränken wollen?"

„Wie konnte ich das? Der Schein war wider mich."

„So darf ich hoffen, Sie werden auch mir verzeihen, da ich gleichfalls nicht abgeneigt war, zu glauben, das Armband käme von Ihnen und hätte den Zweck, Julianen für die unschuldige Komödie zu strafen, die sie sich erlaubte, Ihnen gegenüber zu spielen?“

„Ich bekenne, Frau Doctor,“ erwiderte Berner innerlich froh, daß der Gegenstand zur Sprache kam, „daß mich diese Komödie sehr verletzt hat.“

„Ich bitte, sprechen Sie frei heraus. Ich nehme gern meinen verdienten Theil Ihres Vorwurfes auf mich. Denn wie Sie vermuthen können, habe nicht nur ich, sondern hat selbst mein gestrenger Herr Gemahl, theils thätig, theils zulassend, bei diesem Versteckspiel mitgewirkt.“

„Auch Ihr Gemahl? Der Doctor? Mein bester Freund?“

„Gewiß. Sie erinnern sich, daß er Sie im Sommergarten nicht mit der Besitzerin von Großlinden, sondern mit ihrer Gesellschafterin bekannt machte?“

„Es ist wahr, auch er hat an dieser Ueberlistung

Theil genommen, die bei der ganzen Sache mich am meisten kränkt."

„Ach! die Ueberlistung also kränkt Sie am meisten, nicht der Verlust des vortrefflichen Mädchens, das Sie lieb gewonnen, und das, wie ich wohl aussprechen darf, auch Sie lieb hat? — Wie? Oder denken Sie vielleicht gar nicht mehr an Ihren Grundsatz, weil es Ihnen ja doch eine Unmöglichkeit scheint, sie aufzugeben?"

„Es wird mir schwer werden, sehr schwer. Und dennoch —"

„Nicht weiter, lieber Berner! Sie werden diesen Nachsatz niemals zu Ende bringen. Gestatten Sie mir eine Frage, die ich im Namen Julianens, als ihre mütterliche Freundin, da sie ja Vater und Mutter verloren hat, an Sie richte: — Ist es wahr, daß Sie Julianen lieb gewonnen haben?"

„Beantworten Sie diese Frage an meiner Statt."

„Nun wohl. Diese Antwort läßt nur eine Auslegung zu; für meine Ueberzeugung hätte es auch nicht erst der Frage bedurft. Und nun prüfen Sie

sich, Berner, ob Sie die Empfindung, die Sie in sich tragen, wohl um irgend einer Rücksicht willen vernichten könnten."

„Ich hatte mein Glück mir so ganz anders vorgestellt."

„Es war ein gut Theil Grille dabei. Aber da ich wohl sehe, wie Sie die Sache ernster nehmen, als ich anfangs zu glauben geneigt war, so will ich Ihnen einen Ausweg zeigen, durch den Ihnen vielleicht ersetzt werden wird, was Sie glauben verloren zu haben."

„Ich fürchte, es wird kein Ausweg sein, sondern eine Beschönigung."

„Je nach unserer Auffassung. Ich glaube, mein Vorschlag wird Ihnen Gelegenheit geben, Julianens Werth in noch höherem Maße zu erkennen, als es Ihnen möglich wäre, wenn Sie in Betreff des bekannten Grundsatzes Ihren Wünschen genügte."

Berner war nun begierig, Frau Nataliens Vorschlag zu erfahren.

„Hören Sie an: Sollten Sie sich entschließen können, Julianen zur Frau zu nehmen, so stellen Sie ihr die Bedingung, daß sie ihren reichen Landsitz verläßt und Ihr schmuckes Haus mit Ihnen theilt; daß sie in nichts einen höheren Aufwand treibt, als Ihr Friedeberg zuläßt, und daß sie die Einkünfte von ihrem eigenen Gute als unantastbares Eigenthum der zukünftigen Familie ansieht; daß sie, mit einem Worte, nichts hat, nichts genießen will, als was sie Ihnen verdankt."

Berner war erfreut über diesen Ausweg.

„Es ist also ein Ausweg, und keine Beschönigung?"

„Sie zeigen mir ein großes Glück. Juliane wird auf diesen Vorschlag mit Freuden eingehen."

„So soll sie kommen?"

„Wo ist sie?" Berner wollte sie aufsuchen; aber schon als er die Thür öffnete, kam sie ihm entgegen. „Was soll ich thun, Herr Berner?" rief sie mit einem Ausdruck völliger Seelenfreiheit, die jeder noch so gutartigen Verstellung entsagt.

„Ist denn nun endlich der Augenblick völliger Klarheit gekommen? Sind wir für einander bestimmt?“ fragte Berner, indem er ihr wie vorhin beide Hände entgegenhielt.

„Ja, nun ist Alles zur Reife gediehen. Wollen Sie mich, wie ich da bin — und sonst nichts, gar nichts, dann will ich Sie so glücklich machen, wie ich selbst bin!“

„Juliane —!“ Was Berner zu sagen hatte, wollte nicht über die Lippen.

„Denke dir,“ half Frau Natalie nach, „er will dich nur unter Bedingungen nehmen.“

„Was soll ich thun? Soll ich Ihr Haus theilen?“

„Ja, Juliane!“

„Soll ich keinen höheren Aufwand machen als Friedeberg zuläßt?“

„Sie wissen Alles, was ich sagen will.“

„Sollen die Einkünfte von Großlinden für künftige Zeit zurückgelegt werden? Soll ich nichts haben, als was mein Gatte erwirbt, nichts genießen, was ich ihm nicht verdanke?“

„Wie wissen Sie nur Alles, was ich bitten wollte?"

Frau Natalie gab Antwort: „Alle diese Bedingungen hat sie sich selbst gestellt. Ich war nur beauftragt, sie Ihnen einzuliefern für den Fall, daß Ihre Liebe stärker sein sollte, als Ihr Grundsatz."

„So erkenne ich immer mehr," rief Berner, „welche Schätze mir durch Julianens Liebe zufließen, und wie unrecht ich that, mir durch Ihre äußeren Glücksgüter die Besorgniß um mein Lebensglück erregen zu lassen."

„Sprechen Sie nicht so," mahnte die Braut; „hoffen Sie weniger, als ich mich bemühen werde, zu erfüllen . . ."

Man rief endlich zu Tische. Im Speisesaal wartete Döring und Burrmann. Juliane hing an Berners Arm. Daß dies keine bloße Höflichkeit, bewiesen die glücklichen Gesichter und Frau Nataliens Lächeln.

„Ei, ist die Sache schon so weit?" fragte Döring.

„Nun, das ist doch vernünftig," raunte Burrmann, weil Dienerschaft zugegen war, dem Bräutigam zu: „Aber das konnt' ich mir ja auch nicht anders denken. Mein gnädiges Fräulein, nehmen Sie es mir nicht übel" — hier sah er sich um, wie Frau Natalie die Dienerschaft entfernte, und brach dann mit aller Kraft los: — „Aber ich kann mir vor Freude nicht fassen! Herr Berner! Mein guter Herr! Wir wollen in Großlinden wirthschaften!"

„Damit hat es gute Wege," sagte Berner ablehnend.

„Besitzer oder nicht, Sie sind mir genug als Mann von meinem gnädigen Fräulein. Frau Doctorin, ich bin so glücklich, ich kann es nicht sagen! Herr Doctor, was fang' ich denn nur an!"

„Nun, Burrmann, mäßigen Sie sich," erwiderte Döring. „Ich für meinen Theil gestehe, daß ich einen anderen Ausgang erwartet hätte. Wenn indessen mein Freund Berner sein Glück gefunden zu haben glaubt, so freue ich mich herzlich." Er schüttelte die Hände mit dem Brautpaar.

„Sie zürnen mir doch nicht, mein väterlicher Freund," sagte Juliane, daß ich Ihren Berner von seinem Grundsatze abwendig gemacht habe?"

„Meine Freude ist nicht ohne herbe Beimischung," antwortete Döring aufrichtig und ernst: „Ich wünsche, daß Ihr Glück eine der wenigen Ausnahmen sein möge von der Regel, die fest steht." —

Die Dienerschaft trat ein. Man setzte sich zu Tische.

„Lieber Mann," sagte Frau Natalie, indem sie den Suppenlöffel ergriff: „Laß doch jetzt Deine Theorie bei Seite. Du siehst selbst, wie sie auf den Sand gerathen ist." —

Zwölftes Capitel.

Herr Roderich Schaum erwachte am Tage nach seiner Täuschung und Enttäuschung keineswegs in behaglicher Stimmung. Die Klemme, in welche er, wie Meister Braun der Thierfabel beim Honigsuchen, sich hatte locken lassen, zwickte und drückte ihn gewaltig. Fräulein Bertha aufgeben, oder sie zur Gattin erwählen, schienen zwei gleich gefährliche Dinge. Nahm er sein Ehrgefühl zusammen, so sah er ein, er dürfe das Mädchen nicht aufgeben, und gab er einer inneren Stimme aufrichtig Gehör, so wollte er es auch nicht; denn er war gegen die äußerlichen Reize des Mädchens nicht unempfindlich geblieben. Abgehetzt vom Leben, sehnte er sich nach Ruhe und Häuslichkeit,

und gab er dieses Fräulein auf, so war seine Aussicht auf das Ersehnte abermals in die Ferne gerückt. Dagegen lag in der Fortführung des Verhältnisses Gefahr. Eine Famile auf das Gerathewohl zu gründen, ist kaum Sache eines Vierzigers, zumal wenn wenig Arbeitskraft und viel Genußsucht die einzigen Capitalien sind. Der beste Ausweg aus diesem Irrgang: Festhalten an einer — wenn auch blindlings, doch durch eigene Schuld übernommenen Pflicht, und gleichzeitiger Entschluß, mit seiner Arbeit in alle Lücken und Breschen des Glückes einzutreten — dieser Ausweg lag Herrn Schaum fern, da er eben keine Kraft in sich spürte, welcher er unbedingt hätte vertrauen dürfen.

Er kam zu keinem Entschluß und über seine Zukunft nicht ins Klare. Er brachte über Anzug und Kaffee zwei Stunden zu vor lauter Denken ohne Ergebniß. Endlich schreckte ihn das Gespenst seines Hauptgläubigers, von dem er einen Besuch mit Sicherheit erwarten durfte. Er machte Anstalten auszugehen, als Emil bei ihm eintrat, diesmal nicht in

Livree, sondern im Knabencostüm, übrigens trübäugiger und stumpfsinniger, denn je. Er überbrachte ein rosenrothes Billet von Frau Malwine, welche ihn mit herzrührenden Worten einlud, so früh wie möglich vorzusprechen, weil ihre Bertha sonst das unglücklichste Mädchen sei. — Schaum war gutherzig genug, seinen Besuch zu versprechen und fragte beim Abschied Emil, was denn aus ihm werden sollte.

„Peitschenmacher," war die Antwort.

„Warum gerade das?"

„Ich habe zu nichts Anderem Lust. Hätte ich viel Leder und ein Messer, so wär' ich glücklich." — Es fiel Herrn Schaum ein, daß die fortdauernde Beschäftigung mit Spielwaaren der bezeichneten Art, wie des Vaters Geschäft solche mit sich brachte, dem jungen Menschen diese ausschließliche Richtung gegeben habe. Er versprach Emil, mit seinem Vater Rücksprache zu nehmen, daß er ihn zu einem Meister des genannten Handwerks in die Lehre geben möge. —

Bald nach Emils Abschied schickte Herr Schaum sich an, der ihm zugegangenen Einladung zu folgen. Noch

auf dem Wege war er unentschlossen, ob er vor seiner Braut — denn so mußte sein Gewissen Fräulein Bertha nennen — die undankbare Rolle eines reichen Barons fortspielen oder durch Selbstenthüllung die Sache zur Entscheidung bringen sollte. Das erste schien unzweckmäßig, weil Fräulein Bertha ihn dadurch um so begehrenswerther finden mußte, das zweite, weil Schaum der selbstgefälligen Ansicht war, daß seine unwiderstehliche Persönlichkeit das Fräulein trotz aller schlimmen Entdeckungen fesseln würde. —

Die Damen empfingen ihn, zuerst Fräulein Bertha, obschon sie eine schlaflose Nacht gehabt, mit untadeliger Frische des Antlitzes und der Gewänder. Bei der Mama hatte etwas Schminke, bei dem noch jugendlichen Fräulein das frische Wasser nachgeholfen, um die Zerstörungen der Sorgen und der Beschämung zu verwischen. Besonders das Fräulein erschien in ihrer rosigen, weit ausgebreiteten Toilette beinahe verführerisch.

Herr Schaum und Fräulein Bertha begrüßten sich verlegen und brachten nur mit Mühe eine Unter-

haltung über traurig durchwachte Nächte und trübe Tage zu Stande. Herr Schaum erschien bei Weitem weniger declamatorisch als sonst. Seine matten Bewegungen ließen seine Rockschöße nicht wie Adlerflügel erscheinen; seiner Gedichte, seines Grundbesitzes und alten Adels gedachte er nicht mehr.

Frau Malwine hatte sich verrechnet, wenn sie glaubte, die beiden Liebenden würden in ihrer Abwesenheit zu einer befriedigenden Erklärung kommen, weil Fräulein Bertha heute auch zu reizend aussehe. Als sie, um den Leuten nicht Stoff zum Gerede zu geben, endlich erschien, in seidene Fetzen von Himmelsbläue gekleidet, da stand man eben bei der Frage über die Vorzüge einer Mallinger oder Lucca, und nach einer Begrüßung von sehr gekünstelter Unbefangenheit wollte sich kein anderes Gespräch entspinnen, als über das neue Gazellenhaus im zoologischen Garten. Ohne Zweifel hätte dennoch Frau Schäfer die Rede auf das hinreichende Vermögen des Herrn Barons gelenkt, welches den Mangel an irdischen Gütern bei ihrer Tochter als unwesentlich erscheinen ließe; sie hätte es

gethan, und hätte sie unmittelbar von dem neuesten Raubmorde, über welchen Herr Schaum berichtete, zu jenem Gegenstande überspringen sollen.

Aber ein verhängnißvoller Besuch ließ Frau Malwine keine Zeit, ihren Vorsatz durchzuführen.

Zum Entsetzen Schaums erschien Herr Silbersohn, und zwar in einem sehr guten Rock. Er wünschte einen guten Morgen der gnädigen Frau, einen schönen guten Morgen dem gnädigen Fräulein, schließlich einen kühlen guten Morgen dem anwesenden Herrn Schaum, den er, wie er kundgab, bereits in seiner Wohnung aufgesucht. Unverhohlen erzählte er demnächst, wie er den gnädigen Herrschaften schon zu früherer Stunde habe machen wollen eine Visite, wie er gekommen bis auf die Treppe, bis an die Thür; da habe er wollen klingeln, und Alles habe ausgesehen so schön, so neu, so sauber, daß er gedacht, hier wohnen sehr gute Leut', und sehr vornehme Leut', und sehr reiche Leut'. Da sei er denn schnell zurückgegangen und habe sich angezogen einen guten Rock, um seine Visite zu machen und dem gnädigen Fräu-

lein Glück zu wünschen zu ihrer Verlobung mit dem Herrn Schaum.

Diese Eröffnung überraschte den letztgenannten Herrn weniger als die erstgenannten Damen. Jener mochte glauben, Herr Silbersohn gäbe seine Voraussetzung als Gewißheit; die andern erschraken aber um so mehr, als bisher eher das Gegentheil sich als Wahrheit erwiesen. Gleichwohl hieß Frau Malwine ihn herzlich willkommen, und Fräulein Bertha doppelt, weil er, wie Schaum bekannte, ein Freund des Herrn Baron wäre.

Herr Silbersohn gestand, daß die Herrschaften sehr artige und zuvorkommende Leut' wären, sagte sich aber insgeheim, „das sind keine reiche Leut'; sie sind zu höflich."

„Wie wissen Sie denn aber von einer Verlobung?" fragte Schaum, etwas zu heftig vorwärts dringend.

„Wie soll ich nicht wissen, Herr Schaum, was alle Welt weiß, weil es heute Morgen hat gestanden in einem Erzeugniß von der freien Presse? Hab ich's

doch gelesen beim Frühstück und hab' mich gefreut, weil ich dachte, Herr Schaum wird sich nicht blamiren, und wird machen eine anständige Partie."

Herr Schaum und die Damen waren der gleichen Ansicht, Herr Silbersohn müsse wohl scherzen. Fräulein Bertha erklärte die Thatsache für schlechterdings unmöglich, und Frau Malwine wollte denjenigen sehen, der so voreilig wäre.

„Meine gnädigen Herrschaften," zürnte aber Herr Silbersohn, „gehen Sie mir weg mit „voreilig" und mit „unmöglich." Auf der Welt ist Alles möglich, und für Geld nimmt die freie Presse sehr gerne auf, daß Sie haben machen wollen eine reiche Heirath. Hab' ich es doch gelesen mit meinem sehenden Auge. Wollen Sie selbst sehen? Hab' ich doch die Nummer bei mir und habe sie herausgenommen aus dem alten Rock und habe sie zu mir gesteckt in den neuen. Nun da ist sie." — Somit zog er ein Zeitungsblatt hervor, das schon sehr fett aus der Presse gekommen war, und suchte nach der betreffenden Anzeige. „Nun wo ist es denn?" sagte er ungeduldig und rauschte

mit den großen Blättern. Dann hielt er dem Fräulein das Blatt hin: Da stand die Verlobungs-Anzeige, obenan, schön und groß gedruckt, wie sie es gestern früh gewünscht, und es war nicht der geringste Zweifel daran.

Das Fräulein erblaßte und sah Herrn Schaum an, der noch bleicher ward, als das Fräulein, bleicher als irgend ein Gegenstand, der hier den Vergleich könnte hinken lassen. Denn Beide hielten einander im Verdacht, diesen Streich ausgeführt zu haben, um des Andern liebevolles und wohlbegütertes Ehegespons zu werden.

Während das Blatt von den Augen des Fräuleins in die Hand der verstummenden Hausfrau und in die des Herrn Schaum wanderte, suchte Fräulein Bertha nach dem Blatte der gleichen Zeitung, welche ihr gebracht worden war, und sah eifrig nach, ob die verhängnißvolle Anzeige auch hier Platz gefunden. Die Anzeige stand zu ihrer erneuten Ueberraschung allerdings da, und es begann nunmehr die lebhafte Erörterung der Frage: „Wer hat das einrücken lassen?“

Zuvörderst erklärte Herr Schaum, es sei zum rasend werden. Dann rieth Herr Silbersohn, wenn die Sache nicht begründet wäre, und es habe Einer seinen Spaß getrieben, so müßten die gnädigen Herrschaften widerrufen. Frau Malwine wagte einen entscheidenden Schritt, indem sie behauptete, wer die Anzeige auch veranlaßt, er habe nur vorausgesagt, was sich, bereits schön begonnen, schöner vollenden werde.

Herr Schaum hatte entweder zu wenig Muth oder zu viel Gewissen, um zu widersprechen. Wenigstens zeigte er sich dem unangenehmen Ereignisse gegenüber so nachgiebig, daß Herr Silbersohn daraus entnahm, die Angelegenheit wäre in Richtigkeit, und die Damen, daß sie mit ihm über alle Hindernisse zum Ziele gelangen würden.

Frau Malwine drang also mit süßtönender Stimme in den Herrn Baron, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und als derselbe jähzornig fragte, wer nur die Dreistigkeit gehabt haben könne, antwortete sie in gutem Glauben, kein anderer als Herr

Berner oder der grobe Burrmann. Herr Schaum wollte diese Herren zermalmen, wo er sie träfe. —

Nunmehr nahm Herr Silbersohn den unglücklichen Mann bei Seite und fragte ihn, ob er sich nach der Mitgift erkundigt habe und im Stande sein werde, ihm seine Schuld zu entrichten.

Herr Schaum war in seiner Verzweiflung unvorsichtig genug, Allen hörbar auszurufen: „Nichts hat sie, gar nichts!“ — Darauf nahm er am Fenster eine Stellung vollkommener Trostlosigkeit an.

„Hören Sie, Herr Schaum, Sie belieben zu scherzen!“ rief Silbersohn ebenso laut wie sein Schuldner.

Jetzt fiel Herr Schaum aus der Attitude der Trostlosigkeit in die der Bestürzung. Er faßte Herrn Silbersohn bei der Schulter und beschwor ihn mit verhaltener Stimme, doch um Gotteswillen ruhig zu sein und Rücksicht zu nehmen.

Silbersohn, in dem Hochgefühl, als vermögender Mann vor unvermögenden Leuten zu stehen, setzte seinen Hut auf und schrie: „Ruhig sein? Rücksicht

nehmen? Ich, der Banquier Salomon Silbersohn, hab' keine Rücksicht zu nehmen vor armen Leuten."

Die Frauen wurden ängstlich und bestürmten den Herrn Baron mit Fragen, was denn Herr Silbersohn eigentlich von ihnen wolle.

„Was ich von Ihnen will?" schrie Silbersohn: „Nichts will ich von Ihnen. Geben können Sie mir nichts. Schämen sollen Sie sich, anzulocken einen schönen Mann, weil Sie glauben, er ist reich, und selbst zu thun, als ob Sie sein reiche Leut'."

Schaum wollte Herrn Silbersohn abermals um etwas beschwören; dieser aber unterbrach ihn: „Beschwören Sie mich nicht. Haben Sie nicht gehört auf mich, will ich nicht hören auf Sie. Hab' ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen Acht geben? Haben Sie es gethan? Jetzt zahlen Sie mir zweitausend dreihundert Thaler, und was darüber ist, und dann mach' ich mit Ihnen keine Geschäfte mehr."

Frau Malwine fand, daß Herr Silbersohn sich durchaus nicht galant benehme.

„Was galant!" tobte Silbersohn: „Wenn ich werd' haben von dem Herrn Bräutigam mein Geld, werd' ich sein galant. Jetzt bin ich Ihr gehorsamer Diener Salomon Silbersohn. Und nun werd' ich Ihnen sagen, Herr Schaum, geben Sie mir zurück den Ring, den ich Ihnen hab' geliehen, daß Sie können bezaubern die schönen Damen."

„Wollen Sie mich zu Grunde richten, Freund? Sein Sie doch still!" rief Schaum mit heiserer Stimme. Zur Verzweiflung gesellte sich die Scham des Aufschneiders und Prahlers.

„Wie, Herr Baron," fiel jetzt Fräulein Bertha ein: „Ist das derselbe Ring, den ich in der Stunde unserer Trauung erhalten sollte?"

„Derselbe schöne Ring, der Ihnen ein so stattliches Ansehen giebt?" fügte Frau Malwine hinzu.

„Sie sind ein harter, unbarmherziger Jude!" rief Schaum außer sich, als Silbersohn nach seiner Hand griff, um ihn aller Herrlichkeit zu entkleiden. — Wirklich! Als der Ring von seinem Finger verschwunden war, stand er da wie die Hülse von einem

Manne, gelb und welk, sein schwarzer Bart zerfahren und glanzlos, alle Glieder schlaff, ohne Effect, ohne Facetten, ohne Brillantfeuer, weil er dies Alles nur dem Zauberringe verdankt hatte. Es wurde in ihm jenes Mährchen klar, welches man den Kindern arglos erzählt. —

„Und nun hab' ich die Ehre mich zu empfehlen, meine gnädigen Herrschaften. Wenn Sie mich vielleicht noch brauchen — ich bin der Banquier Salomon Silbersohn, Fischmarkt Nummer 66, Bel-Etage. Und Sie, Herr Schaum, wenn Sie werden kommen vor die Thür, wird auf Sie warten der Banquier Salomon Silbersohn, und noch ein anderer Herr, und wird Ihnen sagen, was er wird thun, wenn Sie ihm nicht sofort zahlen sein Geld, worauf habe ich Wechsel von Ihnen, und hab' mich geduldet zwei Jahre und drei Monat. Auf Wiedersehn, Herr Schaum." Damit schlug er auf den Hut und verließ mit ägyptischer Majestät das Zimmer.

Auch Herr Schaum griff mechanisch nach einer Decke für sein geängstigtes Haupt. Aber Frau Mal-

wine trat ihm mit funkelnden, großen Augen entgegen, sah ihm starr ins Gesicht und fragte ohne viel Respect — denn unter Anderem ist es die Eigenschaft von Zauberringen, ihren Inhaber bei den Leuten beliebt zu machen —: „Also der Ring war nicht der Ihrige?" Schaum zuckte die Achseln.

Fräulein Bertha warf sich graziös, aber halb ohnmächtig in den Polsterstuhl: „Betrogen! Unerhört betrogen!" rief sie und verzweifelte mit Hilfe ihres duftigen Taschentuchs.

„So halten Sie sich wohl auch keine Equipage?" untersuchte Frau Malwine weiter.

„In Siebenbürgen hielt ich mir eine." — Dahin flüchtete Herr Schaum in seiner Verzweiflung.

„So haben Sie wohl auch — gar — nichts?"

„Ich hatte doch allen Grund zu glauben," klagte Schaum, „daß Sie einiges Vermögen besäßen."

Die Wagschalen standen gleich, die Herrschaften hatten sich beiderseitig nichts mehr vorzuwerfen.

„Woraus haben Sie das gesehen?" eiferte die Dame des Hauses entschlossen: „Etwa weil wir anständig wohnen? Weil wir uns ein wenig anständig kleiden? Weil wir doch ein Bischen gut leben? — Wenn man daraus schon auf Reichthum schließen wollte, so wären Tausende reich, die eben nur genug haben, um den Anstand zu wahren."

Herr Schaum fand, die Sache sei sehr fatal.

„Und nun die Verlobung gar noch öffentlich gemacht! Was werden die Leute sagen! Diese Blamage! Dieses Unglück!" scholl der klagende Sopran des Fräuleins aus den rosigen Wolken ihrer Gewänder hervor. Die Mutter setzte mit Contraalto-Jammertönen ein, so daß daraus ein beinahe melodisches Spectakel wurde.

Herr Schaum konnte sich nicht trennen. Er blieb unbeweglich am Fenster und wollte den Sturm des Jammers austoben lassen, um dann in ruhiger Berathung klar zu werden, was am besten zu thun sei. Aber bevor die Sache in dieses unfruchtbare Stadium trat, erschien der Vater der Familie.

Dem Bräutigam wurde schwül zu Muthe. Er kannte den ältlichen Herrn nicht; aber er wußte, als dieser ohne Anmeldung eintrat, wer er wäre, und daß er nun seine Handlungsweise vor einem Manne zu verantworten habe, der berechtigt war, jede Erklärung zu fordern.

Zu seinem Erstaunen zeigte der ältliche Herr, dem die Züge des Kummers ein beinahe ehrwürdiges Ansehen verliehen, keinerlei Aufregung.

Derselbe ging vielmehr, ohne sich um seine Damen mit mehr als einem flüchtigen Blicke zu bekümmern, auf Schaum zu, bot ihm die Hand und fragte ihn, ob er der Herr Schaum sei, der mit seiner Tochter verlobt wäre.

Schaum bejahte das kleinlaut, und wie der Alte die Verlobung als eine unumstößliche Thatsache anzusehen schien, so machte auch jener Herr von diesem Augenblicke an keine Miene mehr, dieselbe für ungiltig zu erklären.

„Ich las die Anzeige heute früh," sagte der Vater geschäftsmäßig. „Ich beklage, daß diese Verbindung

ohne mein Vorwissen geschehen ist, und daß ich erst nachträglich in der Lage war, Erkundigungen über meinen künftigen Schwiegersohn einzuziehen. Wie dieselben ausgefallen sind, werden Sie am besten wissen. Sie sind der Art, daß ich die beabsichtigte Heirath als ein großes Glück nicht betrachten darf. Da indessen die Verlobung bereits der Oeffentlichkeit verfallen ist, so bleibt nichts übrig, als mit den vorliegenden Verhältnissen zu rechnen, so gut man kann."

„Wüßte ich nur, wie ich aus diesem Dilemma herauskomme!" rief, bereits wiederum ein wenig emphatisch, Herr Schaum.

„Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen," sagte Herr Schäfer mit Autorität. „Declamation und Verzweiflung führen im Geschäft wie im Leben zu nichts. Nüchternes Rechnen bringt am besten zum Ziel, und es ist für den Ehrenmann genug, dasselbe mit rechtlicher Denkweise zu vereinigen. Hätte mir meine Familie darin immer beigestanden, es wäre jetzt besser um uns bestellt. — Sagen Sie mir also vor allen Dingen: Wovon leben Sie jetzt? Aber ich bitte,

beschönigen Sie nichts. Sie thäten es nur um der eigenen Eitelkeit willen; denn mir, dem bankbrüchigen Kaufmann gegenüber, der in Anbetracht seiner Jahre sich nur mühsam und ohne den rechten Schwung emporarbeitet, haben Sie keine Ursache, sich Glanz zu geben. Also sprechen Sie."

„Der Herr Baron ist Gutsbesitzer in Siebenbürgen gewesen," bemerkte Frau Malwine, um dem Gemahl die Weisheit anzudeuten, mit der sie bei der Wahl ihres Schwiegersohnes zu Werke gegangen.

Der Eheherr wandte sich nach ihr um, als wollte er zusehen, mit welchem Rechte da Jemand sich ins Gespräch mischte. „Wir wollen das unerörtert lassen," warf er hin. „Der Herr wird mir sagen, wovon er lebt."

„Ich habe in den letzten Jahren Häuser gebaut."

„Mit Glück wenigstens?"

„Anfangs. Weniger in der letzten Zeit."

„Sie haben Schulden?"

Schaum nannte die Summe.

„Für einen Geschäftsmann wenig," bemerkte der Alte, „für ruinirte Geschäftsleute viel. Man muß sehen, wie man sich hilft. Sie sind nicht mehr jung. Womit haben Sie seither Ihr Brot verdient?"

„Ich war Berichterstatter für verschiedene Zeitungen."

„Schwindel, Scheinarbeit ohne Recht auf Lohn. Nährt seinen Mann, ohne daß ers verdient. Richtet viel Unheil an. Stopft die Leute mit Lügen und stümperhaften Meinungen. Ist ein Handwerk ohne Lehre, daher ohne Meisterschaft. Verstehen Sie nichts, was man ehrlicher Weise in der Geschäftswelt brauchen kann, ohne sich gelegentlich schämen zu müssen?"

„Ich verstehe mich auf die landwirthschaftliche Buchführung und Correspondenz."

„Dann hätten Sie Ihr Leben darauf gründen sollen, und es wäre Ihnen besser." — Damit nahm der alte Herr das Zeitungsblatt, das vor dem Fräulein auf dem Tische lag, und suchte darin. „Diese Beschäftigung gewährt nicht selten ein gutes Auskommen. Hier wird ein Mann von Ihrem Fach ver-

langt. Ich empfehle Ihnen diese Bekanntmachung. Versuchen Sie damit Ihr Glück." Damit ergriff er eine Scheere, schnitt schnell die betreffende Stelle aus und überreichte sie Herrn Schaum. —

Fräulein Bertha hörte der Verhandlung mit wachsender Theilnahme und abnehmender Verzweiflung zu. Sie beobachtete die Mienen ihres zwangsweise Verlobten und bemerkte, daß er die Farbe wechselte, als er einen Blick auf das überreichte Schnitzel warf. Sie näherte sich ihm und fragte, was es sei.

Schaum überreichte ihr den Ausschnitt. Die angebotene Arbeit verhieß reichen Lohn. Aber — die Anmeldung hatte bei Rechts-Anwalt Doctor Döring stattzufinden.

„Was werden Sie thun?" fragte der Vater.

Herr Schaum kämpfte mit sich. „Ich werde hingehen," stöhnte er endlich.

„Gut. Ihrer Schulden wollen wir demnächst Herr werden. Schicken Sie mir die Gläubiger zu."

Herr Schaum athmete auf, und bot seiner Verlobten Bertha einfach die Hand. Sie nahm sie sehr

langsam und wandte ihr Angesicht dem Scheidenden ebenso langsam zu. Frau Malwine vergoß eine Thräne. —

Herr Schaum ging. Eine gewisse Fähigkeit sich zu entschließen, die stoßweise bei ihm eintraf, und der er in solchen Fällen stets einen Erfolg verdankte, half ihm jetzt über alle noch so gegründeten Bedenken fort. Er war durchrüttelt von dem Zwischenfall, welcher das Ergebniß seines Leichtsinns gewesen. Er war, wenigstens für einige Stunden, ein besserer Mensch. Diese augenblickliche Eigenschaft schnell benutzt und einigermaßen durch Umstände begünstigt — so ward er vielleicht ein tüchtiger Mann für längere Zeit, vielleicht brauchbar für immer. —

Herr Silbersohn begegnete Herrn Schaum nicht, stürzte aber aus einem Tabacksladen in Begleitung des verheißenen andern Herrn hinter seinem Schuldner her und verfolgte den Eiligen bis zum Hause des Anwalts. —

Dreizehntes Capitel.

Berner befand sich bei Döring im Geschäftszimmer, um über die bevorstehenden Rechtsverhandlungen Rücksprache zu nehmen und eine spätere Stunde abzuwarten, um seiner Braut einen Ersatz für die verlorene Rose zu überreichen. Außerdem standen da, Papiere in den Händen, einige Herren, welche sich auf Nachfrage in der Zeitung zu derselben Stelle meldeten, wie Herr Schaum es beabsichtigte. Sie waren angewiesen worden zu warten, bis der Herr sich eingefunden, welcher den Auftrag ertheilt und die Wahl endgültig zu treffen habe.

In diesen Geschäftsraum wurden auch Herr Schaum und Herr Silbersohn von einem Schreiber eingeführt. Sie waren nicht wohl abzuweisen, wie

der Doctor anfangs nicht übel Lust hatte; vollends als Schaum sein Anliegen nannte, mußte er zugelassen werden. Döring zog sich mit seinem Freunde in ein anderes Zimmer zurück, nachdem er dem neuen Anwärter die gleiche Weisung wie den übrigen gegeben: Herrn Burrmann, welcher dem angebotenen Dienste nachgefragt, zu erwarten.

Auf diese Eröffnung hin hätte Herr Schaum am liebsten die Flucht ergriffen; aber jetzt blieb ihm ein anderer Mahner zur Seite, dem er die Aussicht eröffnet hatte, seine Schuld auf dem Wege redlicher Arbeit, nicht flunkernden Glücksritterthums abzutragen. Dieser, dem es gleichgiltig war, auf welche Art er zu seinem Gelde kam, zwang ihn nunmehr zu bleiben und alle Demüthigung und Beschämung, die freilich auf ihn warteten, als verdiente Strafe und Buße seiner Irrfahrten, oder wie Herr Silbersohn sagte, seiner schlechten Geschäfte hinzunehmen. —

Burrmann kam endlich und machte große Augen, als er Schaum erblickte, noch größere, als er sein schüchternes Anliegen vernahm. So unangenehm

diese Begegnung für Herrn Schaum persönlich sein mußte, sie gestaltete sich doch bei einem Manne von wohlwollendem Gemüth, wie der einfache Burrmann es war, zu seinem Vortheil. Denn hier war er der einzige, den Burrmann, wenn auch nicht eben von der vortheilhaftesten Seite, doch wenigstens kannte, und an dem er deshalb, wenn schon nicht entscheidenden, doch einigen Antheil nahm.

„Das kommt mir sehr sonderbar vor," sagte freilich Burrmann, zeigte sich aber sonst nicht als der Mann, welcher die Fehler seiner Mitmenschen zu ihren Ungunsten noch dann ausbeutet, wenn sie sich zum Besseren wenden. Er fragte Schaum über sein Leben aus und begehrte seine Papiere einzusehen. Wenn derselbe beweisen kann, daß er im Ganzen ein ehrlicher Mensch gewesen, so soll über die „Geschäfte" hinweggesehen werden, und wenn er ferner nachweist, „daß er machen kann, was von ihm verlangt wird," oder wenn er eine Probezeit ordentlich besteht, so kann er ja ebenso gut zu der Stellung kommen, wie jeder Andere, und was Herr Schaum noch nicht kann,

fügte der Alte hinzu, „das will ich Ihnen schon lernen.“

Schaum „beschwor“ ihn, wie seine Redensart lautete, ihm den Vorzug zu geben und setzte in halblauter Unterredung seine Lage auseinander, während Herr Silbersohn den Kopf dazwischen steckte, um die Richtigkeit der Angabe zu controliren.

Die Rede kam dann auch auf die Schuld des Herrn Schaum an seinen Freund, welche jener aus dem Gehalte seiner künftigen Stellung allmählich abtragen wollte.

„So —!“ stieß Burrmann hervor: „Wie viel macht es denn eigentlich?“

Schaum berechnete die Summe auf etwas über neunhundert Thaler, die sich aber durch das geschäftliche Talent des Herrn Silbersohn in zwei Jahren und drei Monaten auf weit mehr als das Doppelte vermehrt hatten.

Der Zorn des Herrn Silbersohn wurde durch diese Enthüllung erneuert, und er wollte von der Zahlungsmodalität, wie Schaum sie beabsichtigte, nichts

wissen. Wenn derselbe ihn nicht sofort bezahle, so wollte er von seinem Recht Gebrauch machen und ihn einstecken lassen.

„Da wollen wir doch einmal erst den Herrn Doctor fragen, ob Sie ein Recht dazu haben," verwies Burrmann; „und wenn das der Fall ist, so würde Ihr Recht doch ein Unrecht sein, wenn Sie den Mann verhindern, sich aus der Schwindelei herauszuarbeiten, zu der Sie ihn selbst so halb und halb verführt haben."

„Was der Herr da sagt!" antwortete lächelnd der Banquier. „Warum soll es sein ein Unrecht, einzusperren den Herrn Schaum? Ist es doch ein gutes Recht und steht in den großen Büchern und ist begründet in der Naturgeschichte." — Dabei machte er aber die Miene, als käme es ihm mehr darauf an, Herrn Schaum zu zwicken, als zu verderben.

„Lassen Sie doch die Naturgeschichte!" sagte Burrmann — „was hat die damit zu thun!"

„Ist es doch eine einfache Sache," demonstrirte Silbersohn. „Wenn der Herr sind Landwirth, wer=

den Sie doch studirt haben in der Chemie und in der Physiologie, beides schöne Wissenschaften."

Burrmann wurde etwas verlegen. „Chemie —?" sagte er, „ja wohl: — Schwefelwasserstoffsaures, oberstickstoffhaltiges Kohlenoxydul. Das Beste bleibt doch die Stallfütterung."

„Werden Sie doch wissen, was die Herrn Gelehrten sagen vom Stoffwechsel. Sagen Sie fünf, sagen Sie sieben Jahre, dann ist der ganze Mensch verwandelt, daß nicht ist ein Fäserchen Fleisch und ein Tröpfel Blut mehr dasselbe. Bitt' ich Sie: Wenn ein Mensch — sagen Sie fünf oder sieben Jahre lang hat genommen Geld von seinem Gläubiger, daß er kann wohnen, essen, trinken und einen Rock tragen: Gehört da nicht jedes Fäserchen Fleisch und jedes Tröpfel Blut seinem Gläubiger? Wunder! Warum soll ich nicht das Recht haben, einzusperren mein eigen Fleisch und Blut?" —

Burrmann lachte über den Einfall, welcher bewies, daß der Banquier sich mit der Aussicht, zu seinem Gelde nebst wachsenden Zinsen zu kommen,

noch zehn Jahre lang begnügt hätte. „Ist das Chemie? — Dann will ich erst recht nichts davon wissen.“ —

„Und nun werd' ich Ihnen sagen, Herr Schaum,“ wandte sich Silbersohn an diesen, der wüthend dabei stand. „Nun haben Sie mich genug geärgert, und nun hab' ich Sie genug geärgert. Wenn Sie nun wirklich noch etwas anders können, als sich umsehen nach einer reichen Frau, dann thun Sie's. Ich glaub's nicht; aber wenn Sie's können, ist's gut. Dann will ich Ihnen sagen, zahlen Sie mir rund zweitausend Thaler und behalten Sie, was darüber ist. Aber das Alles nur, wenn Sie die Stellung bekommen, und wenn der Herr Inspector will gut sagen für den Herrn Schaum —“

„Halt! So weit sind wir noch nicht!“ rief Burrmann. „Erst muß ich Sie aus Ihren Papieren kennen, und dann muß ich mit Herrn Berner reden, der jetzt in den Großlinden'schen Sachen ein Wort mitzureden hat.“

„Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?" wandte Silbersohn sich vorwurfsvoll an Schaum, der abermals eine bittere Pille zu schlucken schien. —

Burrmann bedeutete den Herren nunmehr, sie möchten ihn in Ruhe lassen, und der Herr Schaum möchte seine Papiere sogleich schicken. Er werde freilich noch die anderen Herren, welche hier warteten, anhören, und wenn sich einer darunter fände — stehen könne er für den Erfolg nicht, und die Wirthschaft ginge doch am Ende über Alles.

Schaum bat nochmals flehentlich und vergaß nicht, die Anzeige seiner Verlobung mit in die Wagschale zu werfen.

Burrmann wünschte Glück und verabschiedete den Bittenden: „Gehen Sie nur! Was ich thun kann, das geschieht. Warum soll man einem Menschen nicht helfen vernünftig werden, wenn man selbst keinen Schaden davon hat!" —

Hier sei zugleich hinzugefügt, daß die Prüfung der Schaum'schen Personalacten, die Burrmann mit dem Anwalt und Berner zusammen unternahm, wenig

zur Empfehlung, aber auch nichts Bedeutendes zu Ungunsten des genannten Herrn ergab. Da nun auch die übrigen Anwärter nicht eben Besseres boten, so war um so weniger Grund vorhanden, Schaum abzuweisen, als man aus seinem Auftreten in bedrängter Zeit die Hoffnung entnahm, er werde mit der Wirklichkeit fortan besser denn seither zu rechnen suchen. Man berief ihn daher ins Amt und hatte die Genugthuung, daß er unter Burrmanns wohlwollender Leitung soviel leistete, als man immer verlangen konnte. Bei rastloser Thätigkeit in der Stille der ländlichen Schreibstube fand er keine Gelegenheit zu Flunkereien und saß so hartnäckig bei der Arbeit, daß man ihn mahnen mußte, über der einen Pflicht gegen sein Amt nicht die andere gegen seine Braut zu versäumen.

Man könnte hier sarkastischer Weise vermuthen, die letztere Pflicht wäre Herrn Schaum nicht eben dringend erschienen. Dem war jedoch nicht so. Der nächste Besuch des Bräutigams bei der Familie Schäfer war allerdings peinlich genug. Aber der alte Vater wußte mit seiner geschäftsmäßigen Ruhe und

Ergebung das Meiste zu ebnen. Er schaffte das Geld für Herrn Silbersohn heran und machte so die Einnahmen seines Schwiegersohnes für den zu gründenden Hausstand frei.

In den ersten Wochen konnten Braut und Bräutigam bei spärlichen Zusammenkünften einander nicht voll ins Gesicht sehen. Frau Malwine vermochte ihrem zukünftigen Schwiegersohn am wenigsten zu verzeihen, daß er sich wohl nur mit geringem Recht Baron genannt, daß er sich keine Equipage hielt und im Ganzen ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft beträchtlich niedergedrückt hatte. Als indessen die Sachen soweit geebnet waren, daß Herr Schaum endgiltig im Amte befestigt wurde, da veranstaltete die Familie Schäfer nachträglich einen stillen Verlobungsschmaus. Nach einigen Gläsern versöhnte man sich unter zahlreichen Umarmungen, und als das Liebespaar sich die erste Zärtlichkeit gestattete, tändelte Bruder Emil händeklatschend im Zimmer umher und frohlockte, daß er's gemacht habe. So wurde denn das Räthsel der Verlobungs-Anzeige gelöst, und der letzte Verdacht,

den die beiden Parteien gegen einander gehegt hatten, wesentlich zur Besserung des Liebesverhältnisses beseitigt. Und weil nun sich Alles nach Umständen zum Guten gewendet hatte, so erhielt Emil zur Strafe für seine Unbesonnenheit ein Stück Kuchen mehr und das Versprechen, er sollte bei einem Sattler in die Lehre treten. —

Während dieser Bericht aufgezeichnet wird, besorgt Fräulein Bertha ihre Ausstattung, und die Dienstwohnung des Herrn Schaum zu Großlinden wird neu tapezirt. —

Vierzehntes Capitel.

Nach allem, was vorgefallen ist, wird der Leser leicht einsehen, daß auch Berner und seine Juliane nicht anders konnten, als Hochzeit machen.

Juliane bekümmerte sich wenig mehr um die Verwaltung des elterlichen Erbgutes. Hatte sie schon früher das Meiste der Gewissenhaftigkeit des alten Burrmann überlassen, so trat jetzt vollends Berner an ihre Stelle, welcher als Herr galt, wenn er es auch vor dem Gesetze nicht war, noch sein wollte. —

Bald nach dem geschilderten Tage, als die Bäume ihr Laub voll entwickelt hatten und Frühlingsblumen in Fülle vorhanden waren, da fuhr Berner nach Großlinden hinüber, nicht vor das Haus, das sein Dach über die Gesträuche des Gartens hebt, sondern weit im Bogen seitab bis zu einem Platz, den ihm Juliane bezeichnet.

Hier stand mitten in Ackerflächen früher der Baum, welcher dem Gute den Namen gegeben, jetzt aber eine junge Linde, ein Schößling der alten, aber auch schon älter als irgend einer der Lebenden, und voll Verheißung so mächtig zu werden wie ihre Mutter. Der Raum rings umher ist gesäubert, und im weiteren Umkreise der natürliche Rasen sammt seinen Blumen gepflegt. Darüber hinaus schlagen Kornfelder Wellen.

Dies ist Großlindens festlicher Ort, eine Art Heiligthum. Aussaat- und Erntefeste wurden hier gefeiert, früher in Gottesfurcht, seit einem Menschenalter in schlichterer Weise. Stets aber waren es die tüchtigen Herzen der Besitzer gewesen, welche den Ton dieser Feier angaben.

Auch bei Familienfesten wurde der Platz besucht. Man ging, man fuhr hierher, im Frühling, wenn Löwenzahn den Rasen vergoldete, in der Heuernte, wenn der Duft der Wiesen in der Luft schwamm, in der Lindenblüthe, wenn die Bienen schwärmten, zur Kornblumenzeit, wenn es Kränze für die Mädchen gab, zur Ernte besonders, bei der auch die Herrschaft, Männer und Frauen, mit den Schnittern und Schnitterinnen fröhlich waren.

Hier stieg Berner ab, sandte den Wagen nach dem Gehöfte und warf sich in den Rasen, das Gesicht nach dem Wege gewendet, der sich durch das Weizenfeld vom Hofe bis hierher zieht.

Nicht fünf Minuten wartete er, da blinkte es im sprossenden Grün, auf sprang der stattliche Bräutigam und schwenkte den Strohhut mit einem Strauße Friedeberger Feldblumen.

Näher kam die schöne Gestalt, im weißen Gewande mit tiefblauer Schärpe, Großlindens Blumen im Haar.

Da vereinigten die Liebenden ihre Hände mitten in den prangenden Feldern und unter dem blauen Maihimmel. Aber erst unter der Linde gab der Mann seiner Braut den Ring, und die Braut ihm den ersten Kuß. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlieben, Erwin,

Moderne Freier Roman

Bd.: 2. Band

Berlin 1873

P.o.germ. 1959 t-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11163198-4